

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Lesekreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Kaiser Wilhelm in Österreich.

Kaiser Wilhelm wurde am heutigen Mittwoch von den höchsten Behörden Wiens im Rathaus empfangen. Danach findet Dejeuner beim Vizekanzler von Tschirsky statt, um 3 Uhr nachmittags besucht der Kaiser die Jagdausstellung und um 7 Uhr ist Hofafel in Schönbrunn vorgelesen. Bald nach 9 Uhr verläßt der Kaiser Wien wieder. Einen warmen und aufrichtig herzlichen Empfang hat die Wiener Bevölkerung dem Kaiser bereitet. Im Stadtrat wurde ein einstimmiger Beschluß gefaßt, den „Parkring“ mit „Kaiser Wilhelm-Ring“ zu bezeichnen. Aber mehr wie das zeigen die Ovationen, die das Publikum dem Kaiser bei seiner Abreise bereitet, die herzliche Anteilnahme. Kaiser Franz Josef überreichte dem Kaiser als Andenken an den Gratulationsbesuch die von Professor Marischall geschaffene Medaille. Sie ist aus vergoldeter Bronze auf weißem Marmorsockel montiert und zeigt den Kaiser in Generalsuniform im Profil. Sie ist mit der handschriftlichen Widmung: „In treuer Zuneigung“ versehen. Das Offizierskorps des 7. Infanterieregiments, dessen Chef der Kaiser ist, überreichte dem Kaiser einen breit und schwer gearbeiteten Ehrenfächer. Die Griffklappe der fächerbaren Waffe zeigt den Georgsritter zu Fuß mit dem besetzten Drachen, zwei Turnierkrieger zu Pferde und einen Löwentopf. Der Säbelfaß ist mit dem Hauswappen des Kaisers verziert.

Der Kaiser begrüßte Kaiser Franz Josef äußerst herzlich. Die beiden Monarchen schüttelten einander die Hände und lächelten sich dreimal. Der Kaiser plauderte lebhaft über die herrlichen Jagdtage in Ungarn, kam auch auf die Cholera zu sprechen. Als der Kaiser den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand erblickte, eilte er mit einem Satz über das Geseisweg auf ihn zu und begrüßte auch ihn ebenfalls sehr herzlich.

Der Reichsfinanzsekretär in Wien.

Die Bilanzierung des neuen Reichsetats für 1911 macht dem Reichsfinanzsekretär diesmal erhebliche Schwierigkeiten. Obgleich die Ressortforderungen schon auf ein Mindestmaß beschränkt waren, sind doch noch so große Streichungen vorgenommen worden, daß in den Ressorts recht gemischte Gefühle vorherrschen. Die Einnahmen des Reichs sind gegenüber den Vorausschlägen vielfach erheblich zurückgefallen, so daß man die Einnahmen für 1911 noch vorsichtiger veranschlagen muß. Es ist fraglich, ob ohne neue Deckungsmittel auf die Dauer auskommen werden kann, vorläufig, d. h. vor den Neuwahlen, soll versucht werden, auf jeden Fall durch äußerste Beschränkung mit den alten Mitteln eine Bilanzierung zu bewerkstelligen. In nächster Zeit werden Besprechungen zwischen dem Reichsfinanzminister, dem Reichsfinanzamt und den Ressorts stattfinden, um eine geeignete Grundlage für die Bilanzierung des neuen Etats zu finden und eine Einigung über die Wünsche des Ressorts und dem starken Willen des Reichsfinanzsekretärs herbeizuführen. Sehr hoffnungsfreudig sind die Aussichten für die nächste Zeit nicht. Die Regierung befindet sich in keiner beneidenswerten Stellung. Neue Steuern würden natürlich die bereits herrschende Volksstimmung nicht regierungsfreundlicher machen.

Die Erklärung des preussischen Landwirtschaftsministers in Sachen der Fleischnot

Es ist leider wenig geeignet, die in weiten Kreisen des Volkes

herrschende Verstimmung zu beseitigen. Nicht einmal so weit, wie die bayerische Regierung, scheint die preussische gehen zu wollen, da sie jede weitergehende Erleichterung der Einfuhr fremden Schlachtviehs ablehnt. Allenfalls zu einer Vermehrung der Fleischzufuhr will sie sich herbeilassen, falls die jetzigen Fleischpreise nicht heruntergehen oder gar noch weiter ansteigen sollten. Wenn man sich in manchen Kreisen über die Erregung weiterer Bevölkerungsschichten leicht hinwegsetzt und über den sogenannten „Fleischrummel“ spotten zu dürfen glaubt, so zeigen doch die Tatsachen, daß hier keine künstlich hervorgerufene Agitation, sondern eine weitgehende und berechtigende Unzufriedenheit bis weit in die Kreise des Mittelstandes vorhanden ist. Zweifellos hat diese Mißstimmung auch auf die Reichstagswahlen Einfluß und verstärkt die Anhänger der schärfsten Oppositionspartei, der Sozialdemokratie. Auch in der abgelaufenen Woche hat die Wahl von Frankfurt-Lebus dieser Partei wiederum einen bedeutenden Zuwachs an Stimmen, den bürgerlichen Parteien eine starke Einbuße gebracht. Wenn es auch den Sozialdemokraten diesmal nicht gelungen ist, den Wahlkreis im ersten Ansturm zu erobern, so erscheint er doch außerordentlich gefährdet.

Die Knappschaftswahlen.

Die Knappschaftswahlen im Ruhrrevier sind unter äußerster Beteiligung der Interessenten gefaßt. Seit Wochen hat der „Alte Verband“ gewaltig eingeeizt und alle Werbemaßnahmen spielen lassen. Der Erfolg ist nicht ausgefallen. 299 Kandidaten des Alten Verbandes sind als „Beste“ gewählt. Der Gewerkschaften drüß. Bergarbeiter brachte 83 Mandate durch, die Polen 29 und die Zechenpartei 7. Von den 180 853 abgegebenen Stimmen entfallen auf den Alten Verband 97 779, auf die christlichen Gewerkschaften 53 018, auf die Polen 22 238, auf die Zechenpartei 5380 und auf die Christen- und Arbeitervereine 2438. Die Knappschaftswahlen schlossen sich den Sicherheitsmännern ab und im Effekt an.

Der Sozialismus liegt. Man hat die beiden Wahlen, und nicht mit Unrecht, ein Vorpiel für die Reichstagswahlen genannt. Diese Einbildung ist ja recht „verheißungsvoll“, sie deutet sich mit der Stimmung der Verärgerung im Reich, wie sie in den Nachwahlen immer wieder zum Ausdruck kommt und der Sozialdemokratie Sieg auf Sieg verschafft. Die „H.-Westf.“ trägt, schreibt zu den Wahlen: Die vorläufige Berechnung der abgegebenen Wahlstimmen läßt erkennen, daß der Stolz von links von dieser Seite gekaut, nicht ganz so vernünftig war. Rechnerisch läßt sich daraus sogar ermitteln, daß die „Altenverbände“, nur 1 Prozent gewonnen haben, die „Christlichen“, nur 5 Prozent auf Verlustkonto buchen müssen. Wenn solche Zahlen nun auch ein wenig nach mathematischen Spielereien ausfallen, so ist doch die Tatsache gewiß, daß der Gewerkschaften in der Zahl seiner Anhänger durchaus nicht zurückgegangen ist, im Gegenteil 10 000 Stimmen mehr auf sich vereinen konnte. Es ist also ganz allein das Wahlsystem, welches der äußersten Linken den Sieg brachte; jenes System der allmächtigen Herrschaft der Zufallsmehrheit, dessen Zweckmäßigkeit bei Wahlen für Berufsorganisationen längst schon untrüben ist und in den Gewerkschaftswahlen ja auch schon aufgegeben wurde.

Der sozialdemokratische Parteitag

für das Jahre 1910 hat sich in Magdeburg etabliert. Die sozialdem. Parteien von England, Belgien, Dänemark, Österreich, Amerika sind vertreten und überbrachten Grüße für

die deutschen Genossen. Der englische Vertreter bezeichnete das Verhältnis der englischen zur deutschen Sozialdemokratie wie das eines Sohnes zum Vater, denn alle Namen des Sozialismus seien deutschen Ursprungs.

Einen breiten Raum des ersten Verhandlungstages nahm der Geschäftsbericht in Anspruch. In Nr. 35 unserer Zeitung haben wir schon die wichtigsten Zahlen des gedruckten vorliegenden Berichtes gebracht.

Sedoch ist nachzutragen: Das „Strafkonto der Arbeiterbewegung“ weist eine Gesamtstrafe von 36 Jahren, 10 Monaten, einer Woche und einem Tage Gefängnis und 30 524 Mark Geldstrafen auf. Gegen das Vorjahr sind das 2000 Mark Geldstrafe und 9 Jahre Gefängnis mehr. Dieses Mehr an Strafen ist zum größten Teile veranlaßt durch die Wahlprozesse, die die Wahlrechtsbewegung in Preußen und Braunschweig zur Folge hatte.

Vortragskurse wurden abgehalten 273; Unterrichtskurse 80. Der Kassenbericht weist — gegenüber dem Vorjahr — eine Verschlechterung auf. Die Gesamteinnahmen im Berichtsjahre beliefen sich auf 935 409 Mk., die Gesamtausgaben auf 815 557 Mk. Der „Vorwärts“ hat einen Ueberschuß von 113 091 Mk. erbracht. Die Beiträge der norddeutschen Wasserwerke und von A. V. 3 beliefen sich auf 144 564 Mk. Für die Parteipresse wurden ausgegeben 101 000 Mk. Der Ueberschuß beläuft sich auf 119 000 Mk.; gegenüber dem vorjährigen Gewinn in Höhe von rund einer halben Million Mark ist der Rückgang im Finanzwesen ein ganz bedeutender. Der Berichterstatter teilt mit, daß die Ausgaben für gewachsen, die Einnahmen aber zurückgegangen sind. Für Agitation mußten 60 000 Mark mehr ausgegeben werden wie im Vorjahr. Das Konto „nordische Wasserwerke A. V. 3“, „Wahrer Jakob“, „Neue Zeit“ und „Gleichheit“ zeigt eine um 93 000 Mark geringeren Ueberschuß als im vorigen Rechnungsjahr. Für das nächste Jahr wird ein besserer Abschluß in Aussicht gestellt.

Der Bericht über die Presse zeigt das Erstarken der sozialistischen Bewegung. Die Zahl der Tagesblätter der Partei hat sich gegen das Vorjahr um 2 vermehrt, jedoch deren Zahl gegenwärtig auf 76 beläuft. Die Auflage beträgt 139 000 Exemplare. Die „Neue Zeit“ hat 9000 Abonnenten, der „Wahrer Jakob“ 250 000, „Die Gleichheit“ 82 000. Die Abonnentenzahl aller Parteiblätter hat sich gegen das Vorjahr um 118 500 vermehrt. Der Berichterstatter bemerkt dazu: Leider stehen große Schichten des Proletariats der sozialist. Presse noch fremd gegenüber. Um diese zu gewinnen, müsse noch viel Arbeit geleistet werden.

Zum badischen Budgetstreit ist von der Kontrollkommission und vom Parteivorstand folgende Entschliessung beantragt: „Der Parteitag erkläre in der Bewilligung des Budgets durch die Mehrheit der sozialdemokratischen Abgeordneten des badischen Landtags eine bewußte, herbeigeführte grobe Mißachtung der wiederholt als Richtschnur für ihre parlamentarische Tätigkeit gefaßten Parteitagebeschlüsse und eine schwere Verletzung gegen die Einheit der Partei, die nur aufrecht erhalten werden kann, wenn alle Mitglieder der Partei sich den Beschlüssen der Parteitage unterordnen. Die Mißachtung von Parteitagebeschlüssen ist eines der schlimmsten Vergehen, deren sich ein Parteigenosse gegen die Partei schuldig machen kann. Der Parteitag spricht infolgedessen den sozialdemokratischen Abgeordneten, die im badischen Landtag das Budget bewilligten, die allerhöchste Mißbilligung aus. Der Parteitag erklärt weiter die Teilnahme an höflichen Zeremo-

Das warnende Beispiel.

Von Eva Gräfin von Baudissin.

(Schluß.)

Ein paar Blide streiften den Sprecher erkaunt: ja, hatten sie das denn getan? Wer wollte überhaupt entscheiden, was eines andern Dasein für den Weltkreislauf bedeutete?

Die Ueberhebung, die aus Saden's Worten klang, hätten sie gern gerügt und gebämpft. Aber das Gespräch ging schon weiter und einem eben heimkehrenden sieht man etwas nach. Nur keinen Streit am ersten Abend!

Als sie endlich aufbrachen, schloß sich Wennide wie von ungefähr dem Freunde an. Und diesem wurde allmählich bewußt, daß seines Begleiters Schweigen äußerst berechtigt war. Aber er tappte im Dunkeln und wurde unruhig und nervös. Wennide tat, als merke er von dem allen gar nichts.

Als sie vor dem Hotel standen, in dem Saden vorläufig Quartier genommen hatte, sagte Wennide ruhig:

„Ich begleite Dich hinauf.“

Sie durchschritt einen Korridor und er fragte:

„Sind das Deine Kisten?“ — Der Gang war halb-

versteht von übereinander getürmten Gepäcksstücken. „Ja“, antwortete Saden stolz, „die wertvollsten habe ich bei mir — die anderen stehen beim Spediteur.“

„Na“, sagte Wennide gemächlich, „diese laß ich denn morgen erst mal abholen.“

„Wa — was?“ Saden begann zu lachen. Und etwas spöttisch setzte er hinzu: „Bescheiden bist Du grad nicht!“

Wennide sah ihn ruhig an. „Ich habe meine Wette so glänzend gewonnen, daß Du froh sein kannst, wenn ich Dir noch Deine Kisten beim Spediteur lasse! Du

bist nicht nur nicht vorwärts gekommen — Du stehst sogar auf einem antediluvianischen Standpunkt.“

„Willst Du mir das bitte erklären?“ Saden stieß die Tür seines Zimmers auf und machte Licht. Die Sache fing denn doch an, ihm über den Kopf zu gehen! Was nahm sich dieser Wennide nur heraus?

Der schien es kurz machen zu wollen. Er hoßte auf der Lehne eines Sessels nieder, die Mühe in der Hand. Saden stellte sich ihm gegenüber, an einen Tisch gelehnt, mit verschränkten Armen auf.

Der Schellenberg ist also gestorben als warnendes Beispiel für Euch! Und daß Ihr ihn ganz anders hättet hüten müssen, als Ihr es getan habt — daß er an jenem unglückseligen Tage vor allem nicht allein an Land durfte, daß Ihr indirekt schuld an seinem tragischen Ende seid u. das ist Euch nie klar geworden?“

„Wir — schuld? Mein Lieber, kannst Du eine Lawine aufhalten, die zu Tal will? Oder einen Bergstrom, den Frühlingswasser füllen? So war es mit Schellenberg. Ich sage Dir, da gab es kein Halten — eine elementare Gewalt riß den mit — ob damals, ob später: zugrunde gehen mußte er doch!“

„Wirklich?“

Saden wurde ärgerlich: Hatte er seine eleganten Beispiele in den Wind geredet — glaubte ihm der Freund nicht?

„Nein“, versicherte der Kapitän.

Saden hob die Achseln. „Es ist fast müßig, ein abgeschlossenes Schicksal in den Disput zu ziehen. Ich habe bei Schellenberg von vornherein gewußt: mit dem nimmts bald ein Ende — und da mir die Tatsachen recht gegeben haben, —“

„Aber Du bist ja im Unrecht“, widersprach Wennide ruhig.

Der andere starrte ihn an: „Aber Du kannst doch nicht ableugnen —“

Wennide nickte eifrig: „Doch, doch!“ Dann sah er einen Augenblick vor sich nieder und fragte: „Hast Du mal von der Firma Wessentow und Co. gehört?“

„Das Riesentourismushaus in Schanghai, von dem wir draußen alles beziehen?“

„Dasselbe. Und seit zehn Jahren ist — nachdem er sich vom Lehrling emporgearbeitet hat — sein Chef — Schellenberg.“

„Schell —?“ Saden lachte. „Ach, Du machst Witze. Wie sollte er —? Und das hätte man nie erfahren? ... Das hätte sich nicht herumgesprochen — niemand sollte ihn erkannt haben?“

„Ich habe ihn erkannt, auf den ersten Blick“, entgegnete Wennide. „Trotz des veränderten Namens und des veränderten Wesens. Und er hat keinen Moment geaugnet. Aber was ich Dir nun erzähle, ist Geheimnis und muß es bleiben — denn eines Mannes Ehre und Existenz hängt davon ab.“

Er hob den Kopf und sah den Freund scharf an: Damals, ja, war er in eine Opiumhöhle geraten; und als er aufwachte, waren seine Taschen leer wie sein Kopf und sein Herz. Die bodenlose Ernüchterung, die einem Raucher zu folgen pflegt, überfiel ihn; und er sagte sich: „Das sind meine Kameraden, die mich im Stich gelassen haben, trotzdem sie meinen Leichtsinn kennen — das meine Freunde, für die ich mich in jedem Moment geopfert haben würde!“ Er erkannte plötzlich, daß Ihr ihn schon aufgegeben hättet, noch ehe sich sein Sturz wirklich vollzogen hatte; und daß es einerlei sei, wie sein Leben nun weitergehen würde — ja, daß Ihr Euch wahrscheinlich bei der Nachricht seines Todes erleichtert gefühlt hättet! Er beschloß zu sterben — aber ein paar arme Chinesen

nien und monarchischen Konstitutionsbedingungen für unver- einbar mit unseren sozialistischen Grundgedanken und macht es den Parteigenossen zur Pflicht, solchen Rundgebungen fern zu bleiben.

Reserve hat Ruh.

Zustig fingen die heimkehrenden Reservisten die alte, be- kannte Weise. Zwei oder drei Jahre strammen Dienst tun, ist wirklich keine Kleinigkeit; es wird heute viel verlangt, nicht nur von der Truppe in der Gesamtheit, sondern auch vom einzelnen Mann. Wer während der Militärzeit an all den vielen Klippen glücklich vorbeigekommen, ohne „aufzufallen“, hat alle Ursache frohlich zu sein.

Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt

zeigt, daß die Ergänzung der Reichsverwaltung wie des preußischen hohen Beamtentums nicht mehr ausschließlich aus den engeren Kreisen der Staatsbureaucratie vor sich geht. Mehr und mehr werden Männer, die sich in der städtischen Selbstver- waltung bewährt und mit dem Bürgerum in direkter Fühlung gestanden haben, zur Mitwirkung herangezogen. Dem neuen preussischen Finanzminister Dr. Henke ist jetzt der neue Unter- staatssekretär im Reichskolonialamt gefolgt. Dieses modernere System wird jedenfalls mehr Verständnis finden, und es bleibt nur zu wünschen, daß die beiden Männer, auf die die Wahl des Reichstanzlers und Ministerpräsidenten gefallen ist, sich dieser Auszeichnung würdig erweisen können.

Die Spannung zwischen Türken und Griechen

hat in den letzten Tagen in Konstantinopel selbst zu einem schar- fen und gewalttätigen Einschreiten der türkischen Regierung gegen das griechische Patriarchat und die beabsichtigten Wahlen zur Nationalversammlung geführt. Obwohl der Patriarch an- fangs Miene machte, die Versammlung der Delegierten trotz alledem durchzuführen, ist er im letzten Moment doch der Ge- walt gewichen. In Athen ist es in der neu eröffneten National- versammlung bisher nur zu Ständhalten gekommen, ohne daß die Geschäfte des Landes gefördert wurden. Das Zeugnis der politischen Reife und Ordnungsliebe, das König Georg in seiner Thronrede seinem getreuen Volke gerade anläßlich der letzten Wahlen zu geben sich gemüht hat, scheint doch nicht vollkommen zutreffen. Vielleicht wird es den Parteiführern, insbesondere dem besonnenen Venizelos nach seinem Eintreffen gelingen, die erregten Gemüter der Gewählten der hellenischen Nation zu beschwichtigen. Jedenfalls ist auch jetzt zu hoffen, daß diese Wirren die Ruhe auf dem Balkan nicht ernstlich gefährden werden.

Die Lokomotivführer.

Der „Berl. Lokalan.“ erhielt von einem Lokomotiv- führer eine Zuschrift, die den überaus anstrengenden Dienst auf der Lokomotive darlegt und in ihren Einzel- heiten sehr beherzigenswert ist. Es heißt in dieser Zu- schrift u. a.:

„Es ist sonderbar, wenn irgend ein Eisenbahnunglück geschehen ist, wird in 99 von 100 Fällen sofort der Loko- motivführer als der Schuldige bezeichnet. Es dürfte doch nichts zu widerlegen sein, daß 90 aller verhängten Eisen- bahnunfälle nur der Kaltblütigkeit und dem Verantwortungsgefühl des Lokomotivführers zuzuschreiben ist. Keinem anderen Beamten vertraut man so sicher teure Menschen- leben, Millionen von Warenwerten an, wie dem Loko- motivführer, und es sollte Pflicht des Staates sein, gerade diesen Beamten zufriedenzustellen. Doch gerade das Gegenteil ist der Fall.“ — „Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ein Mensch drei Monate unregelmäßig ißt, trinkt und schläft, oder 20, 30 und mehr Jahre. Jedem, dem geringsten Arbeiter, selbst dem Zuchthäusler gewährt

man wöchentlich einen Ruhetag, dem Lokomotivpersonal nicht. Es gibt Einteilungen, wo dem Personal erst nach 15 bis 30 Tagen eine 24stündige Ruhe gewährt wird. Jeder Mensch wird es schon am eigenen Leibe verspürt haben, wie anstrengend eine zehnstündige Fahrt im Zuge ist. Das Lokomotivpersonal aber muß tagtäglich, jahr- aus, jahrein, bei Tag und Nacht Fahrten bis zu 16 Stunden vollbringen, und nicht im behaglichen Koupee, sondern auf der durch die Kraftentwicklung in wahnsinniger Weise hin und her geschleuderten, auf- und ab- wärts gestauchten Lokomotive, deren Erschütterungen oft derartig sind, daß das Personal auf den Zehenspitzen herumwippt und balanciert, nur um keine Darmverschlün- gungen zu bekommen. Führer und Heizer können sich bei diesem ohrenbetäubenden Lärm nur durch Zeichen verständigen. Das was über die Ruhezeit der Lokomotiv- führer gesagt wird, gilt auch für viele andere Eisenbahner, die kaum weniger überangestrengt werden.

Goethe und die Weimarer

Straßenjungen

Eine recht aktuelle Beschwerde Goethes an die Groß- herzogliche Sächsische Landesdirektion, die gerade in diesen Tagen des reifen Obstes und der aufplatzenden Kastanien wohl mancher friedliche Bürger sich zu eigen machen möchte, ist in dem neuesten, bei der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erscheinenden Goethe-Ka- lender zu lesen, den nach dem Tode seines Begründers Otto Julius Bierbaum der bekannte Goetheforscher Karl Schübeler herausgibt. Unter dem 15. August 1817 nimmt sich hier Goethe „die Freiheit“, auf einige in den Promenaden verübte Unarten aufmerksam zu machen: „In der Aderwand steht eine Reihe Kastanienbäume, so nun die Früchte einigermaßen zu reifen anfangen, werfen die Knaben mit Steinen danach, ohne sich im mindesten um die Vorübergehenden zu kümmern. . . Möge es einer hohen Behörde gefallen, diesen, die öffentliche und private Sicherheit gefährdenden Unarten durch weise An- ordnung und kräftige Maßregeln für die Zukunft zu be- gegnen. Weil ich nicht gern in meinen Privatangelegen- heiten den höheren Behörden beschwerlich falle, so hielt ich Vorstehendes eine Zeitlang zurück; da ich aber nach meiner Rückkunft von Jena, bei gegenwärtig reisenden Früchten, den Unfug immer wachsend antreffe, so sah ich mich genötigt, dieses gezeigende Ersuchen endlich abgehen zu lassen. Wobei ich zugleich bewahren kann, daß es eine öffentliche Sache sei: denn indem ich, aus meiner Gartentür herausretend, dergleichen frevelnde Knaben zur Zucht verwies, stimmten mehrere von ihren Kraut- ländern zurückkehrende Menschen in meine Rede mit ein, verständigend, daß sie auf diesem so gangbaren und unver- meidlichen Wege durch solchen beschwerlichen Unfug ge- troffen und verletzt zu werden öfters in Gefahr gerieten. Weshalb ich denn meinen obigen Vortrag auch im Namen dieser in häuslichen Geschäften, besonders gegenwärtig, notgedrungen hin- und herwandelnden Personen geneigter Gewährung hochachtungsvoll zu empfehlen nicht länger ansehe.“

haben ihn aus dem Wasser gezogen. Da hat er sich gesagt: „ich soll leben — gut! So will ich eine neue Leinwand aufspannen — die alte ist beschmutzt und zer- rissen!“ Mit dem letzten Wut ist er dann zu jener Firma gegangen, deren Chef schon damals ein Deutscher war — dem hat er sich anvertraut. Und der hat dies ab- stürzende Leben — die zu Tal gehende Lawine, den unauf- haltbaren Bergstrom! — gehalten und in feste Bahnen gelenkt. — Familie, wenigstens nähere, hatte der Schellen- berg nicht in Deutschland — die Kameradschaft hätte ihm die ersehen sollen! — So hat niemand nach ihm gespürt, noch nach ihm gefragt. Bis ich ihn erkannte! Wir sind Freunde — bis auf den heutigen Tag.“

Einen Augenblick weidete sich Wendide an Sadens Bestürzung, dann sagte er:

„Verdanst Du also Deine innere Umkehr einzig und allein Schellenbergs Untergang, so hast Du auf faulem Boden gebaut, mein Freund. Du hättest nicht sagen dürfen: „Ich will mir sein Schicksal ad notam neh- men!“ — im Gegenteil! An Deine Brust hättest Du schlagen müssen und Dir gestehen: „ich — ich war schuld an seinem Untergang — ich und wir alle, die wir uns für zu gut hielten, ihn zu retten.““

Er hielt Saden die Hand hin: „Na, gute Nacht! Und nichts für ungut. Wir sprechen uns schon wieder.“

Er ging und Saden begleitete ihn schweigend zur Tür. Schon sah er draußen auf seine Risten: ihm kam es vor, als seien sie leer. Und sein Leben arm an Er- kenntnis.

Das Schattenspiel.

Sumoristische Skizze aus dem Militärleben von Max Zeumer.

„Die Unteroffiziere zur Parade.“
Feldwebel Runge ließ seine Augen noch einmal rechts und links über die auf dem Korridor des Kompagniereviere auf- gestellten Korporalschäfte schweifen, dann zog er die umfang- reiche Brieftasche hervor und begann den verammelten, ihm im Halbkreis umstehenden Unteroffizieren die Parole zu dik- tieren. Leises Sprechen in der am rechten Flügel stehenden Korporalschäfte ließ ihn plötzlich innehalten.

„Zum Rudud! Wer spricht denn da fortwährend im Elisee? — Natürlich ist es wieder bei der ersten Korporal- schäfte! — Hätte ich mir übrigens auch denken können. Ihre Leute, Sergeant Bosh, haben es wohl nicht nötig, bei der Paroleausgabe die Schnäbel zu halten? — Aber das sage ich Ihnen, hört mir die Bummel in Ihrer Korporalschäfte nicht bald auf, so melde ich die Sache dem Herrn Haupt- mann. Es ist doch wirklich unerhört, daß Sie mit den paar Leuten nicht fertig werden können!“

Sergeant Bosh nahm die Rüge des Feldwebels schwei- gend hin. Er wußte, daß sie ungerechterweise erteilt war. Seine Korporalschäfte war eine der besten in der Kompagnie; ihr Führer, Hauptmann von Dheim, hatte es ihm schon oft genug verkündet. Deshalb machte die Drohung des Feld- webels nur geringen Eindruck auf ihn; einer Meldung konnte

er mit aller Ruhe entgegensehen. Etwas anderes war es jetzt mit den allabendlich wiederkehrenden Vorwürfen, die bald seiner Person, bald seiner Korporalschäfte galten, und die den pflichtgetreuen Unteroffizier aufs tiefste kränkten.

Nach wußte wohl, wenn er dies alles zu verbanen hatte, und den Blick, den er seinem Gegenüber, dem Unteroffizier Welling, zuwarf, zeigte gerade nicht von freundschaftlichen Gefühlen. Welling, der erst vor kurzem von seinem Kom- mando beim Lehrbataillon in Potsdam zurückgekehrt war, hatte es verstanden, die „Mutter der Kompagnie“ von seinen eminenten Vorgesetzten, die ihn kompetent für alle militärischen Fragen machten, zu überzeugen. Die Feindschaft Welling hatte sich Bosh zugesogen, als Geheimrats Niese, das schärfste und flotteste Mädchen der Garnison, ihr Herz erkannt hatte und dem glücklichen Sergeanten ihr Jawort gab. Welling, der geglaubt hatte, daß nur seine Person hier in Frage kommen könnte, schwor seinem vom Glück begünstigten Neben- buhler Rache und lag nun seit seiner Rückkehr von Potsdam seinem Gönner, dem Feldwebel, in den Ohren, ihm das Kommando der von Bosh geführten Korporalschäfte zu über- tragen. Er wußte, daß, wenn ihm dieser Schlag gelänge, Bosh diese Zurücksetzung schwer empfinden würde, umso mehr, als dieser mit Leib und Seele Soldat war. Auch am heutigen Abend hatte Welling den Feldwebel auf einige kleine Vor- kommenisse bei der ersten Korporalschäfte aufmerksam gemacht, und dieser — durch häuslichen Ärger erregt — hatte Bosh zum Blickableiter gewählt. Während der Sergeant jetzt eifrig bemüht war, die vorgelesene Parole in sein Notizbuch ein- zutragen, ahnte er nicht, daß sich die Vergeltung in Gestalt eines Gewitters über das Haupt seines Feindes zusammenzog.

Eben diktierte Feldwebel Runge einen Regimentsbefehl, als ihn unterdrücktes Rächern bei der ersten Korporalschäfte innehalten ließ.

„Es ist doch, um aus der Haut zu fahren mit den Kerls! — Unteroffizier Welling, übernehmen Sie mal die Aufsicht über die Mutterkorporalschäfte des Sergeanten Bosh und notie- ren Sie mir jeden, der seine Futterlute nicht hält!“

Welling gehörte dem willkommenen Befehl, warf aber beim Abgehen seinem Feinde einen schadenfrohen Blick zu, der diesem das Blut in die Wangen trieb. Die Leute, die sich vorher im Flüsteren unterhalten hatten, hüteten sich nun, dem Unteroffizier, dessen Gefühle für ihre Korporalschäfteführ- er ihnen nicht unbekannt waren, Grund zum Eingreifen zu geben. Welling, dessen Meldungseifer keine Nahrung fand, kam sich etwas überflüssig vor, um so mehr, als sich heute die Paroleausgabe sehr in die Länge zog. Gelangweilt und ärgerlich darüber, daß ihm keiner der Leute Gelegenheit zum Einschreiten geben wollte, schritt er vor der Abteilung hin und her. Mößlich blieb er stehen. Ein Schatten an der Korridorwand, den die hinter den Leuten befindliche Lampe scharf auf die weiße Fläche warf, hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Scharf abgegrenzt, in mehrfacher Größe, zeigte sich dort in wunderbarer Deutlichkeit der umfangreiche Gesichts- erter des Musketiers Klemmstein, der seine Aufmerksamkeit der schreibenden Unteroffiziersgruppe zugewandt und durch diese Scharlsstellung seines Kopfes das Schattenspiel seiner Nase an die Wand gezeichnet hatte. Welling, der ein leichtes Schmunzeln nicht unterdrücken konnte, als er diesen Ge- sichtsvorwurf, dessen Größe im ganzen Regiment nicht sei- nesgleichen hatte, in so greifbarer Nähe vor sich sah, war ein großer Liebhaber von Schattenspielen. Er galt auf diesem Gebiete als Künstler, und manchen Abend hatte er seine Kameraden durch die getreue Wiedergabe allerlei Geistes, das er durch einfaches Fingerverschränken hervorrief, unter-

Eine Kirche, die von Frauen gemauert wird

In den Straßen von Jersey City kann der Spazier- gänger, der am Abend den Vororten zuwandert, ein Bild wahrnehmen, das in seiner seltsamen Romantik wohl nur in Amerika möglich ist. Bei dem phantastischen Lichte fladernder Fackeln und still leuchtender Laternen sieht man an einem Neubau eine Anzahl von schwarzgelei- deten Frauen an der Arbeit, Frauen, die offenbar den besseren Ständen angehören und hier mit Eifer Hammer und Kelle schwingen. Sie türmen Bausteine zu Mauern, dort hinten sieht man die Frauen Mörtel mischen, oben an den Wänden stehen einige, über und über mit Kalk besprüht, und mauern, so weit ihre Kraft reicht. Ueber die Straße aber ziehen sauber gekleidete Leute, ehrenwerte Männer, die ihre Garderobe durch eine Schürze schützen, und schleppen Bausteine und allerlei Baumaterialien herbei. Einige Polizisten halten die neugierige Menge zurück, die halb staunend, halb bewundernd auf die Frauen blickt, die dort oben Mannesarbeit verrichten, ohne daß Not und Sorge sie dazu zwingen. Was hier gebaut wird, ist das erste Gotteshaus einer Sekte, die Mrs. Sarah Earle, eine kleine, lebhafte, grauhaarige Dame vor kurzem ge- gründet hat. Sie wird an dem neuen Gotteshaus als Pastor ihres Amtes walten, und mit Stolz erzählt sie von dem Bau, den die gläubigen Frauen mit eigenen Händen errichten. Eine Architektin hat die Pläne ohne Entgelt ausgearbeitet und ein männliches Mitglied dieser kirchlichen Frauengemeinde den Damen Anweisungen ge- geben, wie man Mauer und Mörtel macht. Alle Damen der Gemeinde arbeiten abwechselnd in Gruppen von 18 bis 20 an dem Bau; am Abend, wenn ihr häusliches Tage- werk vollendet ist, ziehen sie zum Bauplatz und beginnen die Mauerarbeit. Und sie verrichten ihr Werk so vortref- lich, daß der empfindlichste Bauaufseher zufrieden sein könnte; der städtische Baupolizist, der die Ueberwachung erfüllt, hat die Arbeiten wiederholt inspiziert und erklärt, daß er nicht den geringsten Grund zu einem Einspruch gefunden habe.

Statistisches.

Statistik der Innungen. In Preußen gibt es nach einer amtlichen Zusammenstellung 40 Innungsverbände mit 4781 Innungen und 233 219 Verbandsangehörigen. Die meisten Innungen umfaßt der Deutsche Fleischerverband in Frankfurt a. M. mit 1182 Innungen, dann der Zentral- verband deutscher Bäckerinnungen „Germania“ mit 1227 In- nungen. An dritter Stelle steht der Bund deutscher Barbier-, Friseur- und Perückenmacher-Innungen mit 398 Innungen. Dann kommt der Innungsverband deutscher Bauwerks- meister mit 331 Innungen und dann der Bund deutscher Schneider-Innungen in Magdeburg mit 258 Innungen. Auch die meisten Verbandsangehörigen zählt der Zentralverband deut- scher Bäcker-Innungen „Germania“, nämlich 59 120. Der Deutsche Fleischer-Verband in Frankfurt a. M. hat 41 382 Verbandsangehörigen, der Bund deutscher Schneider-Innungen in Magdeburg 22 396, der Bund deutscher Barbier-, Friseur- und Perückenmacher-Innungen 22 192.

halein. Jetzt, als er dieses klare Konterfei von Klemmsteins Nase an der Wand sah, suchte es ihm förmlich in den Fingern. Ganz unbewußt verschränkten sich dieselben, und jetzt zeigte sich an der Wand der Kopf eines Hundes. Ganz hingerissen von seiner Darstellungswut, ließ er das Maul des imitierten Hun- des sich öffnen und lächeln und näherte sich dabei immer mehr der Schattennase. Die ganze erste Korporalschäfte hatte interessiert dem Tun des Unteroffiziers zugehört und folgte mit atemloser Spannung den Vorgängen an der Wand. Jetzt war der Kopf des Hundes bis zur Nase vorgeückt, es sah aus, als wenn er dieselbe beschmälerte, und nun ließ Welling den Schattenhund kräftig in das Geruchswerkzeug Klemm- steins beißen.

Eine fürchterliche Lachsalve erscholl, hervorgerufen durch den Knalleffekt, mit dem Welling seine Schattenvorstellung beschloß. Erstarrten taumelte dieser zurück; er hatte im Eifer seiner Darstellung ganz vergessen, zu welchem Zwecke er hier- her gestellt war. Ehe er sich aber von seiner Ueberdrehung erholt hatte, war die erzürnte „Mutter der Kompagnie“ schon zur Stelle.

„Unteroffizier Welling! Was fällt Ihnen ein?“ hauchte er seinen Vorgesetzten an. „Denken Sie, wir befinden uns hier im Zirkus? Weshalb lachen die Kerls?“

Welling stammelte eine Entschuldigung, die der erboste Feldwebel gar nicht anhörete.

„Nicht!“ Ichnob er einen der Musketiere an, dem die hellen Tränen in den Augen stand, „weshalb lachst du? Was ist hier vorgefallen? Seid Ihr denn alle miteinander ver- rückt geworden?“

Der Gefragte fuhr erschrocken zurück, als sich ihm die zornfunkelnden Augen des Geströhrens ausweiteten, und in seiner Angst stieß er die Worte hervor: „Unteroffizier Wel- ling hat — Unteroffizier Welling hat —“

„Zum Rudud, was hat er denn?“

„Klemmstein in die Nase gebissen.“
Hatte die Fehlerheit der Soldaten durch die gefährliche Nähe des Feldwebels eine Dämpfung erhalten, so war sie nach diesen Worten nicht mehr zu bändigen. Ein wahrer Lachortan durchdrachte den Korridor, und es dauerte geraume Zeit, ehe es gelang, die Ruhe wieder herzustellen. Dann aber erfüllte die donnernde Stimme des Kompagniegeleitigen das ganze Revier, und über das Haupt des vollständig ge- stürzten Welling ergoß sich die nicht zu kleine Schale des fel- webeligen Jornes.

„Herr, haben Sie das beim Lehrbataillon gelernt? — Aber warren Sie, das soll Ihnen nicht geschenkt bleiben, das verpreche ich Ihnen schon heute! Sie sollen noch an mich denken, Sie — Sie — Clown, Sie!“

„Lassen Sie die Leute wegzutreten!“ wandte er sich dann an die Unteroffiziere, und während sich die Mannschaften nach erfolgtem Befehl mit fabelhafter Geschwindigkeit zerstreuten, brach das Unwetter noch einmal über Welling los, jedoch es dem dabeistehenden Bosh, der doch seinem Feinde die Niederlage von Herzen gönnte, selbst zu viel wurde. Welling glück, als endlich der Feldwebel seine Standrede schloß, einer geknickten Lilie. Auf das Mitgefühl seiner Kameraden brauchte er nicht zu rechnen, im Gegenteil freuten sich dieselben dieß ob seines Reinfalles, und gleich einem begossenen Budel schloß er von dannen.

Die Insassen von Stube 18, wo Sergeant Bosh sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, brachten Klemmsteins Nase wahre Ovationen, um so mehr, als Bosh einige Lagen Bier holen ließ. Denn daß ihm Welling nach dieser Affäre noch gefährlich werden könne, das glaubte selbst dieser nicht mehr.

(Das Denkmal von Castelfidardo.)

Mit festlichem Gepränge ist am 50. Jahrestage der Schlacht von Castelfidardo, am 18. September, das monumentale Denkmal enthüllt worden, das die Erinnerung an den Tag wachhalten soll, an dem durch blutigen Kampf die päpstliche Herrschaft in den Marken gebrochen wurde. Denn an den Mauern der kleinen Stadt schlug General Cialdini das päpstliche Söldnerheer, das Pius IX. unter dem Befehl des General Lamoriciere ausgesandt hatte und das vorwiegend aus Franzosen und Irländern bestand. Das Denkmal ist von dem Bildhauer Vito Paro geschaffen. Man gewahrt den General Cialdini an der Spitze seiner Truppen, wie er sie dem Feinde entgegenführt. Ein leidenschaftliches Vorwärtstreiben durchzieht die mächtige Gruppe; die zahlreichen Gestalten der begeistert vordringenden Krieger sind zu einer kompakten Masse zusammengeballt, deren Bewegung etwas Unwiderstehliches hat. Cialdini ist zu Pferde dargestellt. Alle Gestalten sind in Lebensgröße gearbeitet. Das Material zu dem Denkmal, ein harter, grauer Stein, stammt aus den Bergen, in denen vor einem halben Jahrhundert der entscheidende Sieg von Castelfidardo errungen wurde.

* Kuriose Testamente.

Allerlei Merkwürdiges von seltsamen testamentarischen Verfügungen erzählt Parsons Weeth in einem interessanten Aufsatz. Als vor kurzem der 80jährige Herr Scott starb, bereitete sein letzter Wille den Erben nicht wenig Kummer. Denn der alte Herr hatte seine Verwandten von ganzem Herzen und hatte verfügt, daß sein gesamtes, bei einer Londoner Bank liegendes Effektendepot am Jahrestag seines Todes öffentlich verbrannt werden sollte. Zu seinem Glück konnte der Testamentsvollstrecker beim Erbschaftsgericht seine Demission durchsetzen, die betrogenen Erben hatten ihm angedroht, eine Klage wegen Brandstiftung einzureichen, und so legte er sein Amt nieder. Sixmoller war das Testament, das Fräulein Mary Merckand machte: sie hinterließ ihrem Arzt eine große versiegelte Kiste, die der Jünger des Askulap, trostlos erwartungen voll, eilig öffnete. Er war nicht wenig enttäuscht, als er in der Kiste sämtliche Pillen, Mixturen und Medizinien fand, die er seiner Klientin während der letzten 20 Jahre verordnet hatte. Aber die seltsamste und unheimlichste letztwillige Verfügung ist wohl die des österreichischen Leutnants von Pap, der vor Jahren wegen Ermordung seines Bruders zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Der Mörder bestimmte, daß nach seinem Tode sein Leichnam am Galgen photographisch aufgenommen werden mußte. Das grauenhafte Bild sollte dann seinem Vater, einem alten Pastor, zugesandt werden, denn der Sohn behauptete, daß der Vater ihn durch eine übertrieben strenge, herzlose Erziehung dem Verbrechen in die Arme getrieben hätte.

Die Baderkur.

Eine Scherzgeschichte in zwei Bildern. Von Mathilde Zipp.

(Nachdruck verboten.) Während sie ihm den Ausdruck des Arztes wiedergab: eine Wiesbadener Kur würde das kleine Leiden auf immer beseitigen, — beobachtete Frau Professor Schlegel scharf die Züge ihres Mannes, der ruhig entgegnete: „Da wirst du also nach Wiesbaden reisen, liebe Rita.“ „Das paßt dir wohl ausgezeichnet, lieber Herrmann“, sagte sie ungeduldig. Seine Augenbrauen zogen sich nervös zusammen. „Wie soll ich das verstehen? Spielt du etwa wieder auf Frau Büschberg an?“ „Nun Weipiel, — ja. Ihr werdet viel zusammen sein, wenn ich fort bin.“ In sein feines, durchgeistigtes Gesicht trat ein gequälter Zug. Er stand auf und trommelte heftig gegen den offenen Fensterflügel. „Immer das alte Lied, — Eifersucht und Mißtrauen. Du solltest endlich wissen, daß Zweifel und Verdacht bei mir nicht angebracht sind, Rita. Solltest mir nicht immer nachspüren.“ „Nachspüren! Ich dachte, es freute dich, wenn ich dich täglich vom Museum abhole.“ „So nicht, wie du es tust. Denn wenn du mich da nicht mehr triffst, empfangst du mich daheim mit den dunklen Worten: „Wo warst du? Verzeihliche mir nichts! Ich weiß alles.“ ... Unrechtlich das!“

„Weshalb erregst du dich dann und klärst mich nicht auf über deinen Verbleib?“ „Ach, ich bin des fruchtlosen Verteilens müde geworden. Für mich zeugt am besten mein gutes Gewissen und der Umstand, daß du die vermuteten Liebesbriefe von Frau Büschberg nicht, dagegen die deinen, zärtlich geordnet, in meinem Schreibtisch fandest, den du mit Nachschlüssel öffnest.“ „Sie wurde tot bis in den weißen Nadeln hinunter, den der seine Spigen tragen neidlos freigab und machte sich neben ihrem Manne zu schaffen.“ „Du kannst es mir wirklich nicht verdenken, Herrmann, wenn ich das Rätsel zu lösen versuche, weshalb du gegen Frau Büschberg voll Humor und Galanterie bist, daheim aber verschlossen und schlecht gelaunt. Ich scheint es zu genießen, daß ich dein Heim nicht gestalte. Sonst mit meiner Seele fuchst du nicht.“

„Epitaphisch antworte er. „Nennst du das so, wenn du mich nach Berufsängsten und Anstrengungen mit häuslichen Vagabunden traktierst? Mir deinen Verdruß mit Dienstboten oder Kiefern im breiten erzählt?“ „Mein Gott! Wegen wen soll ich mich denn sonst aussprechen? Ich bin ja hier fremd.“ „Nur, weil du es nicht verstanden hast, dir in den zwei Jahren unserer Ehe am Ort Freunde zu erwerben. Da bin ich natürlich allein der Wühlarbeiter für wirtschaftliche Stürme. Zum Dank dafür, daß ich jeden Abend zu Hause bleibe.“

„Aber, das verlange ich doch gar nicht! Ich rede dir sogar zu.“ „In den Klub zu gehen, ja. Aber, ich weiß, wenn ich gehe, schickst du mich vernachlässigt. Da holte ich meine Freunde zu mir. Aber es war keine glückliche Idee. Sie simpelten dir zuviel nach, qualmten dir zu stark. Sie merkten es und kamen nicht wieder. Es ist eben nicht gemütsch bei uns.“

„Anschließend schlug die junge Frau die Augen gen Himmel: „Nicht gemütsch! Und dabei gebe ich mir alle Mühe.“ „Fortwährend Krieg gegen gute Motten und Staub zu führen, jede Nacht durch Aufstehen und Abgehen unbehaglich zu werden. Dein sonst lobenswerter Fleiß hat die unangenehme Eigenschaft, andere zu genieren. Vor allem mich. Sage mir, wo ist in dieser mühseligen Ordnung auch nur ein trauriges Plätzchen, wo ich, vom Scheuerlappen unbedroht, ruhig arbeiten kann?“

„Es tut mir leid, daß ich's nicht verstehe, dich glücklich zu machen“, sagte sie kleinlaut und schlang die Hände hilflos in einander. Ihre Gattin rührte ihn, und er lenkte sanft ein.

„Wir kommen von unserem eigentlichen Thema ab, Rita. Der Arzt schickt dich nach Wiesbaden. Also reise sobald wie möglich.“ „Kein bedauerndes Wort, sie auf Wochen entbehren zu müssen? Kein Versuch, sie zu begleiten? Die Trennung war ihm also doch erwünscht.“

Mit der steinernen Miene einer beleidigten Königin packte sie überhäufig ihre Koffer und reiste noch am demselben Abend nach Wiesbaden ab.

Durch den langen, feuchtwarmen Korridor, wo man geduldig wartete, bis eine Zelle frei wurde und der Strahl heilenden Wassers sich heißsprudelnd in die Wanne ergoß, — wo hellgeleibete Baderfrauen mit Thermometer und Maßgebunden umherliefen und dann mit dem obligaten: „Wohl bekomme!“ distrikt lächelnd die Türe hinter sich zuzogen, — eilte Frau Rita gestärkt und leichtfüßig in den Kurpark hinaus.

In einem einsamen Sonnenwinkel ließ sie sich nieder und las einen Brief ihres Mannes. Er schrieb warm, voller Freude, daß sie die Kur so gut bekam. Umsonst aber suchte sie zwischen den Zeilen etwas wie Sehnsucht, Zuerst und frohe Räume, die mit der widerstehenden Gesundheit ertastet waren, wollten dem alten Fehler Wühltau wieder neu erliegen.

„Gnädige Frau, — ich entbiete Ihnen meinen Morgengruß.“ „Antwärtiger Ziegler war's, seit einigen Tagen ihr Tischnachbar an der Mittagstafel. Während sie dem redseligen Eleganten die Hand zum Kuß reichte, entfiel ihr der Brief. Er blickte sich danach, und scherzweise den Indistretten spielend, las er die Adresse: „Frau Rita Schlegel aus Köln. Aus Köln? Aber, gnädige Frau! Warum verheimlichte Sie mir, daß wir aus derselben Stadt sind? Am Ende sind Sie verwandt mit dem Professor Schlegel in Köln, mit dem ich seit kurzem in demselben Hause wohne?“

„Nein“, log sie prompt. „Indem sie ihren Mann verleugnete, hoffte sie, von seinem Treiben etwas zu erfahren. Duzende von internen Fragen schwebten ihr auf den Lippen. Sie tat aber nur eine konventionelle: „Nette Leute?“

„Erwähnens. Sie kenne ich nicht, weiß aber von ihr, daß sie zärtlich, eifersüchtig und ungastlich ist, mit den Dienstboten teilt und ihrem Manne, der einen sehr sympathischen Eindruck macht, täglich Szenen bereitet.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Durch die Frau Professor selbst.“

Rita ärgerte sich über seinen ungezügelen Ton. „Das klingt ungläublich.“

„Und ist dennoch wahr, Verehrteste. Die Wohnung über Schlegels stand nämlich lange leer, bevor ich sie mietete. Da hat sich wohl die holde Dame das ungenierte laute Sprechen bei offenen Fenstern angewöhnt. Auf diese Weise hörte ich von den ehelichen Zwistissen eines Abends Wort für Wort.“

Rita biß sich auf die Lippen. „Wie unangenehm für — Sie.“ „Nicht wahr? Die Eindrücke berühren mich auch so peinlich, daß ich meine schuldige Aufmerksamkeit als neuer Hausgenosse immer aufschob. Ich freute mich ordentlich für den Mann, als ich eines späten Abends eine mit Koffern und Kutschkutscheln besetzte Droschke am Tore stehen sah und daraus auf den Abzug der Gnädigen schloß. Nun hat doch der arme Kerl ein bißchen Ruhe.“

„Und entschuldigst er sich denn nicht außer dem Hause für sein eheliches Martyrium?“

„Gott bewahre! Dem ist in seiner Behausung jetzt erst richtig wohl, nun das Reisen und Möbelschleppen aufhört. Ich sage Ihnen, der genießt daheim geradezu die Abwesenheit seiner Frau und schreibt bis tief in die Nacht hinein jene wundervollen Artikel, die so viel besprochen werden.“

Eine vorübergehende Badeschönheit nahm Zieglers Aufmerksamkeit gefangen, und da Frau Rita mit einem Male sehr eifrig geworden war, folgte er erobungslustig der andern. Rita aber ließ noch lange und grübelte.

Von einem Fremden, Unparteiischen mußte sie sich einen Spiegel vorhalten und sich sagen lassen, daß ihr Gatte, dem sie nur bedingtes Vertrauen geschenkt, nicht nur vorwurfsfrei lebte, sondern auch nur dann für die Unübersichtlichkeit schaffen konnte, wenn sie nicht um ihn war.

Diese Lehre schmeckte bitter. Aber sie wollte sie beherzigen. War Herrmann ohne sie nur zufrieden, so sollte er mit ihr sogar glücklich werden!

Mit sehr gemäßigten Gefühlen besetzte Professor Schlegel eigenhändig den Willkommenszettel für seine heimkehrende Gattin. Aber in glücklicher Verblüffung haunte er das Wunder an, das Wiesbaden an ihn vollbracht hatte. Von nun an war das eheliche Einvernehmen ungetrübt. — Keine Mißfälle wurden rasch mit Humor toleriert. Und als eines Tages Amtsrichter Ziegler im Schlegelschen Salon seiner Wiesbadener Tischnachbarin gegenüberstand und in peinlichster Verlegenheit nach entschuldigenden Worten rang, da reichte ihm Frau Rita gar höflich die Hand: „Rasson Sie's gut sein, Herr Amtsrichter. Mir scheint, ich hatte diese Doppelstunde sehr nötig.“

Der schlaue Ziegler, der so famos Komödie zu spielen gewußt, beglückwünschte sich tiefbefriedigt. „Das hab' ich ja kein gebedacht. Das kann mir der Mann gar nicht genug danken.“

Das Nachtlager vom Roten Kreuz.

Der Vorstand der Walderholungsstätten d. Volkshelbstättenvereins vom Roten Kreuz hatte ebenfalls eine Anzahl Ehren-gäste und Vertreter der Presse zur Besichtigung des nach amerikanischem Muster in der Schönholzer Heide eingerichteten „night camp“ eingeladen.

Die Vorstände der Erholungsstätten vom Roten Kreuz, Frau Minister v. Städt, begrüßte die Erscheinenden, unter denen man Minister v. Städt, Geheimrat Bitter von der Charité, Generalarzt Werner, Geheimrat Gundlach, Geheimen Sanitätsrat Baasch, Professor Lennhoff, Stadtrat Sanitätsrat Nabow-Schöneberg, Regierungsrat Dr. v. Sillen vom Kultusministerium, die Vorstände der Schönholzer Erholungsstätten, Frau Schwarze, ferner Armenpflegerinnen aus Berlin und Charlottenburg sah. Nach einer Besichtigung der Erholungsstätte für Frauen, die in mitten gleicher Walderholungsplätze für Kinder und für Säuglinge liegt, hielt der Amtskorrespondent Dr. Rohardt-Pantow einen erläuternden Vortrag. Die Walderholungsstätten in dieser einfachen Form sind eine Berliner Erfindung. Die erste Anregung dazu ging von dem verstorbenen Dr. Wolf Becker und Professor Dr. Rudolf Lennhoff aus, die es ermöglichen wollten, den kranken, arbeitsunfähigen Arbeiter der Großstadt den Tag kurzem im Walde verbringen zu lassen. Verwirklicht wurde die Idee auf Veranlassung von Professor Dr. Pannwitz zuerst 1899 durch den Volkshelbstättenverein vom Roten Kreuz. In rascher Folge entstanden Anlagen für Männer, Frauen und Kinder; aus diesen entwickelten sich die Waldschulen. Zurzeit hat der Volkshelbstättenverein bei Berlin sieben Erholungsstätten mit bisher über eine Million Verpflegungsstunden. Außerdem Vorortsanstalten. Die Kranken kommen morgens und gehen abends nach Hause. Erwachsene erhalten Milch und Mittagessen für zusammen 55 Pfennig pro Tag, die meist von den Krankenanstalten bezahlt werden. Täglich weilen zusammen etwa 2000 Personen aus Berlin in den verschiedenen Erholungsstätten. Von Berlin hat sich diese Einrichtung über ganz Deutschland verbreitet; andere Länder ahmen sie eifrig nach.

Es wird hier mit den einfachsten Mitteln Großes geleistet. Nun ging man nach amerikanischem Muster an einen neuen Versuch und schuf auf Veranlassung des Vorstehenden des Volkshelbstättenvereins, Kammerherrn v. d. Anebeke für tagsüber arbeitende Kranke Nachschlafstätten im Walde. Die Einrichtung ist zunächst für Arbeiterinnen gemacht. Sie kommen nach Arbeitschluss hier heraus, wohnen im Lärm der Großstadt mehr dring, erhalten ein warmes Abendessen, verbringen den Abend im Freien und halten ihre Nachtruhe in offener Vögelhülle und in Schlafschänkmatten. Man behandelt auf zehn Schlafplätzen in drei Monaten 21 Patienten.

finnen in 700 Nachnächten. Der Erfolg war bei Nerven- und Lungenleiden ausgezeichnet. Während der Aufführung eines kleinen von Dr. Bessler gedichteten Festspiels hatten die Patientinnen ihre Schlafkabinen bereit gemacht, und im Angesicht des Mondes, der zwischen den Bäumen aufstieg, lagen sie leise schlafend in ihren Säugmatten und saßen wohl die tüche Nachtruhe ein, die ihnen Gesundheit und neue Arbeitskraft bringen sollte.

Gesundheitswesen des Preussischen Staates i. J. 1908.

Der von der Medizinalabteilung des Kultusministeriums alljährlich veröffentlichte Bericht unterscheidet sich in der Anordnung wenig von seinen Vorgängern, ist jedoch um eine Anzahl wertvoller statistischer Tabellen bereichert worden, die sich besonders mit solchen Fragen befassen, die in den letzten Jahren Fortschritte aufwiesen. Der allgemeine Gesundheitszustand kann im allgemeinen als befriedigend bezeichnet werden. Die Sterblichkeit war mit 18,03 auf 1000 Einwohner zwar etwas höher als in dem bisher günstigsten Jahre 1907, jedoch besser als in allen früheren Jahren. Im Jahre 1875 z. B. betrug die Sterblichkeit noch 26,3 auf 1000. Trotzdem auch die Geburten wieder eine Abnahme zeigten (32,99 Lebendgeborene auf 1000 Einwohner; 1901 kamen noch 36,52 auf 1000), war doch der Bevölkerungszuwachs infolge der Abnahme der Sterblichkeit günstiger als in den meisten Vorjahren, d. h. der Ueberschuß der Zahl der Lebendgeborenen über die Gestorbenen betrug mehr als 1/4 Mill. Köpfe.

Die Sterblichkeit der Kinder unter 1 Jahr zeigt zwar in den letzten Jahren eine Abnahme, was wohl auf die zunehmende Säuglingsfürsorge zurückzuführen ist, ist aber immer noch bedauerlich hoch. Auf 1000 Kinder unter 1 Jahr starben 200,3, d. i. also jedes fünfte Kind. Eine ernste Mahnung, wieviel noch für den Mutter- und Säuglingschutz zu tun ist! Ein trauriges Licht auf die Entwicklung des sozialen Lebens wirft die Zahl der Selbstmorde, die sowohl beim männlichen wie weiblichen Geschlecht eine ständige Zunahme aufweist. 1903 kamen 7470 Selbstmorde vor, 1908: 8231. Auch die Zahl der tödlichen Verunglückungen, bei denen die Unglücksfälle in der Industrie eine große Rolle spielen, zeigt eine Zunahme gegenüber den Vorjahren. Es starben durch Unglücksfälle 1908: 15 831 Personen (1907: 15 443), das sind auf 100 000 Lebende 41,2 (1907: 40,7).

Das Bild einer stetigen Besserung zeigt sich jedoch bei der Tuberkulose. Hier sind die Todesfälle von 1890—1908 angegeben, und es zeigt sich fast von Jahr zu Jahr eine Abnahme, die namentlich zwischen 1905 und 1906 recht bedeutend ist. 1890 kamen 84 036 Todesfälle an Tuberkulose vor (d. i. 28,35 auf 10 000 Lebende), 1908: 63 320 oder 16,46 auf 10 000 Lebende. Es tritt hier unverkennbar der günstige Einfluß der Tuberkulosebekämpfung durch die Arbeitsversicherung, die Fürsorgestellen usw. zutage.

Ueber die Wohnungsfrage teilt der Bericht zusammenfassend mit, daß der private Wohnungsbau wegen der wirtschaftlich günstigen Lage daniederlag, dagegen wurde durch die gemeinnützigen Bauvereine eine ziemlich lebhaft Tätigkeit entfaltet. Durch die Tätigkeit der Kreisärzte, der Gesundheitskommissionen und der in einigen Städten angelegten Wohnungsinpektoren gelang es immer mehr, Mängel im Wohnungswesen aufzudecken und auf ihre Beseitigung hinzuwirken. Eine wirksame Unterstützung in der Wohnungshygiene wird auch durch die Fürsorgestellen zur Bekämpfung der Tuberkulose ausgeübt.

In aufsteigender Linie befindet sich auch die Schulgesundheitspflege. Es wächst bei den Lehrern und bei den Eltern das Verständnis für diese Frage. Allerdings mühte sowohl die ärztliche Untersuchung der Schuleinrichtungen wie auch die ärztliche Untersuchung und Ueberwachung der Schulkinder noch häufiger erfolgen, als es zurzeit meist der Fall ist, wo die Zahl der Kreisärzte und Schulärzte zu gering dafür ist.

Aus dem reichen Inhalt des umfangreichen Berichts sei zum Schluß noch hervorgehoben, daß auch das Verständnis für die hygienische Bedeutung des Bademeisens wächst. Zahlreiche öffentliche Badeanstalten, Schulbäder, Bäderanlagen in Fabriken wurden neu geschaffen; in Städten, die sich Wasserleitungen schaffen, werden sofort auch viel mehr Badegelegenheiten in den Wohnungen eingerichtet. Bedeutend erscheinen freilich oft die Klüßbäder, die durch allerlei Abwässer verschmutzt werden und dann doch besser ganz zu schließen wären.

Ueber die japanische Expedition nach dem Südpol.

Die am ersten August von Tokio abgegangen ist, liegen jetzt eingehendere Mitteilungen vor. Ihr Leiter, der Referentenant Shirase Chotoku, hat die Berichte von Nordenfjöld, Peary, Scott und Shackleton über ihre jüngsten Fahrten genau studiert und wird sich die von ihnen gewonnenen Resultate bei seinem Unternehmen zu nütze machen. Die eigentliche Fahrt geht von den Bonin-Inseln in Australien aus, wo bereits ein Schoner von 200 Tonnen, mit allen nötigen Provisionen versehen, bereit liegt. Chotoku hofft am 15. November die Eisbarriere zu erreichen, wo Scott im Jahre 1903 sein Hauptlager aufschlug. Am 21. November will er dann nach dem Südpol aufbrechen und zwar soll keine Expedition in zwei Abteilungen dem Ziele zustreben. Die erste, deren Führer er selbst ist, wird außer ihm aus einem Astronomen, einem Geologen und zwei Begleitern bestehen und fünf Pferde mit sich führen, die das Gepäck tragen sollen. Chotoku rechnet damit, daß er in täglichen Wanderungen von 20 Kilometer wird vorwärts kommen können. Am 28. Januar 1911 würde dann nach seinen Berechnungen der große Tag gekommen sein, an dem er den Südpol erreicht. Die zweite Abteilung, die hinter der ersten hermarschiert, soll an einem bestimmten Punkte Halt machen und die erste Abteilung bei ihrer Rückkehr vom Pol neu verproviantieren. Der Forscher will drei Tage am Südpol bleiben, in dem Eis eine eiserne Büchse zurücklassen, die einen ausführlichen Bericht seines Unternehmens enthält, die japanische Fahne aufpflanzen und eine genaue Karte aufnehmen. Er hat sich bereits durch seine Erforschung der Kurilen einen guten Ruf in der Wissenschaft erworben und besonders als Geologe Vorzügliches geleistet.

Tierchutz.

Der Zerkürungsmit junger Hunde suchen viele dadurch abzuwehren, daß sie die armen Tiere durch Stockschläge mißhandeln, sobald Teppich, Käufer und andere Gegenstände im Zimmer angefahren sind. Junge Hunde, die von Jugend auf ein Spielzeug in Gestalt einer Kugel, einer fetten Holz- oder dergleichen zur Verfügung haben, um durch Rufen und Beknabbern dieser Gegenstände ihren Zahnwuschel, der für sie schmerzhaft ist, erleichtern zu können, kommen fast niemals auf den Gedanken, Gegenstände in Wohnräumen anzunagen. Ein fetter, ausgelochter und trockener Knochen als Spielzeug beim Lager verhindert auch die Zerkürungswut in der Jugend, die z. B. bei Tadeln später sehr schwer abzugewöhnen ist, sobald sie einmal schlecht erzogen und aufgewachsen sind.

Aus großer Zeit.

Während die Armeen der Kronprinzen von Preußen und Sachsen in breiter Front bei günstigem Wetter ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen auf Paris marschierten und die Weltstadt am 19. September erreichten, fanden vor Metz zunächst keine größeren Ausfallgefechte statt. Die Belagerung von Strassburg, die mit Einschließung und erfolglosem Bombardement begonnen, und dann mittels förmlichem Angriff fortgesetzt wurde, machte bedeutende Fortschritte. Da ein Entsatz nicht zu befürchten war, konnte die deutsche Heeresleitung sicher auf den Fall der Festung bis Ende des Septembers rechnen.

Die amtlichen Depeschen während dieses Abschnittes des großen Jahres 1870 lauteten:

Mundolsheim, Donnerstag, den 15. September, vormittags 8 Uhr.

Nachdem die 3. Parallele am 13. und 14. vollendet, ist die Glacis-Krönung vor Wert 53 heute nacht glücklich ausgeführt worden. Beschieß-Batterie wirkt mit gutem Erfolg. In Strassburg am 13. die Republik erklärt. Die Abteilung des Generals Keller vertrieb 200 Franc-tireurs (Freischützen) bei Wissembourg und Colmar.

von Werder.

Hauptquartier Meaux, Donnerstag, den 15. Sept., abends 8 Uhr.

Der Feind hat auf den Chasseurs und Eisenbahnen nach Paris sämtliche bedeutende Kunstbauten unnütz gesprengt, da der Marsch diesseitiger Kolonnen dadurch nicht eine Stunde aufgehalten wurde.

von Boddieski.

Mundolsheim, Sonnabend, den 17. September, abends 8 Uhr.

Die Glacis-Krönung vor Lunette 52 und 53 vollendet. Ingenieur-Hauptmann Ledebur fand vor Lunette 53 drei Minengalerien; zwei bereits zerstört, die dritte von ihm entladen. Sie dienen jetzt für uns als Verbindungen. Fliegende Kolonne unter General Keller (Badensche Division) hat Colmar und Mühlhausen besetzt. Waffen wurden in großer Zahl eingeliefert. Gefechte mit Franc-tireurs unbedeutend.

von Werder.

Hauptquartier Ferrières, Dienstag, den 20. Sept., mittags 12 Uhr.

Von der Armee vor Paris wird berichtet: Nach vorbereitenden Bewegungen an den letzten Tagen ist durch Ummarsch sämtlicher Korps am 19. September die vollständige Einschließung von Paris ausgeführt worden. Der König besichtigte im Laufe des Tages die Nordostfront-Befestigungen.

von Boddieski.

Somit hatte die Belagerung der größten Festung der Welt begonnen, die 131 Tage währt. Die Zahl der deutschen Belagerer hat niemals 250 000 wesentlich überschritten, während die Verteidiger schließlich 500 000 Mann zählten. Freilich bildeten die letzteren eine bunte Masse verschiedenartiger Bestandteile. General Trochu, dem die vorläufige republikanische Regierung den Oberbefehl der Pariser Besatzung übertragen hatte, war demütigt gewesen, alle erreichbaren waffenfähigen Leute heranzuziehen: Marinere, Soldaten, Gendarmen, Zollwächter, Förster, Feldhüter, Feuerwehrlente u. s. w. Den Kern der Besatzung bildete das Korps des Generals Vinoy, geübte und erprobte Truppen. Es war auf dem Marsche gewesen, um Mac Mahon zu verlasten, hatte aber rechtzeitig Nachricht von den Ereignissen bei Sedan erhalten und sich eilig und glücklich nach Paris zurückgezogen. Sowohl auf dem Sin, wie auf dem Rückmarsch war das Korps Vinoy unbemerkt auf 3 bis 4 Kilometer Entfernung bei Chelons rasch an der Front des 6. preussischen Armeekorps vorübermarschiert. Der Hauptteil der Pariser Armee bestand aus Mobil- und Nationalgarde, beide eine Art Landsturm, die erstere aus der Provinz, die letzteren aus der Stadt ausgehoben. Für diese zunächst ganz ungeübte und ungeordnete Masse waren Vinoy's Soldaten die Lehr- und Drillmeister. Außer Trochu und Vinoy besaßte in Paris noch der erfahrene General Ducrot. Bei Sedan gefangen, war er unter Bruch des gegebenen Ehrenwortes von Pont à Mousson nach Paris geschickt. — Von den deutschen Armeen umringte die des preussischen Kronprinzen die Süd- und Westfront, die des sächsischen Kronprinzen die Nord- und Ostfront von Paris. Das Hauptquartier des Königs Wilhelm

blieb bis zum 4. Oktober in dem prächtigen Schlosse des Barons von Rothschild in Versailles; am 5. Oktober zog der greise Held in Versailles ein.

Ein interessanter Vergleich.

Im „Reichsanzeiger“ wird ein interessanter Vergleich über die Arbeiterversicherung in Deutschland und im Auslande angeführt, dem wir folgendes entnehmen. Für die Krankenversicherung haben außer Deutschland auch Oesterreich-Ungarn und Norwegen das Zwangsversicherungsprinzip, allerdings mit einem sehr eingeschränkten Versicherungskreis. Während in Deutschland von 16 Millionen Lohnarbeitern 13,2 Millionen versichert sind und die Leistungen der Rassen 321 Millionen Mark (pro Erkrankten 58 Mark, pro Krankentag 3 Mark) betragen, sind in Oesterreich von 10 Millionen Lohnarbeitern nur 3,4 Millionen versichert, die Leistungen betragen hier

nur 49,2 Millionen Mark (für einen Erkrankten 28,58 M., für einen Krankentag 1,63 Mark). In Ungarn sind von 3,2 Millionen Lohnarbeitern nur 0,8 Millionen versichert, die Leistungen betragen 13,3 Millionen Mark (für einen Erkrankten 36,20 M., für einen Krankentag 2,60 Mark). Die übrigen Länder haben das Prinzip der freiwilligen Versicherung. In Frankreich unterliegen nur die Vergleute bis zu 2000 Mark Einkommen dem Versicherungszwang. Sonst ist in diesem Lande die Zahl der Versicherten sehr gering. Die Leistungen dort können mit den unseren nicht verglichen werden. In Großbritannien sind von 13,5 Millionen Lohnarbeitern 6,1 Millionen versichert.

Der Vergleich der Leistungen der verschiedenen europäischen Länder zeigt auch sonst, daß die Gesetzgebung in Deutschland den Arbeitern am günstigsten ist. Wegen des allgemeinen Versicherungszwanges sind nahezu sämt-



Zur Portsmouth-Borkumer Spionage.

Die gerichtliche Verhandlung gegen den deutschen Pionierleutnant und angeblichen „Spion“ Siegfried Helm hat gestern in Jaramah bei Portsmouth begonnen. Wir bringen unseren Lesern heute das Bild Leutnant Helms, dessen Affäre sowohl von der deutschen als auch von der englischen Presse nicht allzu schwer genommen wird. Die von ihm angefertigten Skizzen sollen wertlos sein. Der angebliche Spion war, als er verhaftet wurde, damit beschäftigt, das Fort Widley, welches unser Bild zeigt, zu zeichnen; er wurde von dem Kommandanten des Forts, Hauptmann Martelli, und dem Leutnant Salmond festgenommen. Fort Widley ist, wie eine Anzahl weiterer, zur Befestigung Portsmouths bestimmt. Die Zeichnungen von Küstenforts bei sich gehabt haben. Die britischen Zeitungen verlangen, daß die britische Regierung bei der deutschen wegen der Gefangen-

haltung der Borkumer Spione vorstellig werde. Auf unserem Bilde ist auch der verhaftete Branden zu sehen, welcher vor nahezu vier Wochen mit seinem Landsmann French, angeblich einem englischen Marineoffizier, unter dem Verdacht der Spionage in Borkum verhaftet wurde. Branden hatte bekanntlich einige photographische Blickaufnahmen nach den Borkumer Festungswerken hin gemacht. Ein militärischer Posten beobachtete den Fremden, während er photographierte und in den Lichtstreifen des Leuchtturmscheinwerfers kam. Er rief ihn an und drohte zu schießen, wenn er Miene machte, zu fliehen. Der Posten nahm den Engländer fest, und dieser setzte seiner Verhaftung keinen Widerstand entgegen. Die Verdachtsmomente gegen ihn waren derart gravierend, daß man ihn nach Emden transportierte und in Haft behielt. Der Verhaftete hatte auch bei Wangerog, wo bekanntlich zurzeit ebenfalls Festungswerke errichtet werden, photographische Aufnahmen gemacht. Mit seinem Genossen French ist Branden inzwischen nach Leipzig überführt worden, wo seine Aburteilung wegen Landesverrats in Kürze erfolgt.

Die fröhliche Neue.

Von Hermann Gluk.

Die Stimmen der Herren, die bis jetzt in lebhafter Unterhaltung gegeneinander geklirrt hatten, verstummten plötzlich. Auf der Schwelle zu dem gemütlichen Gasträumen, in dem ein halb Dutzend Einsamer regelmäßig den Nachmittagskaffee einnahmen, war ein seltsamer Gast erschienen. Der Gymnasialprofessor Dr. Wienfried lächelte ihnen da — trotz seiner 70 Jahre — so vergnügt entgegen, als hätte seines Lebens Baum noch in vollen Knospen.

„Nun, meine Herren, was hat's gegeben? Sind alle Anallergien der edlen Streithaftigkeit verloschen?“

„Ach,“ sagte einer und griff nach der Zeitung, „wirklich nichts von Bedeutung, lieber Professor!“ Damit ließ sich aber der alte Wienfried nicht abspielen. Er wußte, daß ein Thema verhandelt war, was sie nicht gern in seiner Gegenwart fortsetzten. Da es aber solch eine Menge gab, traf er natürlich nicht sogleich das Richtige. Ein pensionierter Bürgermeister, den sie im Scherz auch wohl den „Oberschöffen“ hießen, weil er seinen Wandel in seiner Obhut hatte, schenkte ihm endlich reinen Wein ein. „Seit drei Wochen lebt doch der Schlosser Karl Ehrenfeld wieder in unserm Städtchen.“

„Das freut mich, freut mich wirklich,“ sagte der Professor lebhaft.

„So,“ machte ein alter Postdirektor erkannt, „und warum freut Sie das, wenn ich fragen darf? Wir ändern uns nicht um unsere Sicherheit besorgt! Man hat nach dem Vorgefallenen doch wahrhaftig alle Ursache dazu.“

Der alte Wienfried sah plötzlich aus, als habe er allzu starken Kaffee getrunken.

„Ihr seid ja nette Erzieher,“ postierte er heraus, „Weil der arme Karl sich mal vor Jahren an fremdem Eigentum vergreifen hat, soll er sein Lebenslang dafür büßen?“

„Es war doch immerhin ein großer Verbräuchensbruch,“ meinte der frühere Bürgermeister unwillig.

„Ganz recht, wenn Sie das Hineingreifen in den Geldsack, den sein Meister öffnen lassen mußte, weil die Schlüssel verloren gegangen, so nennen wollen. Er hat ja auch wohl genug dafür gebüßt. Wenn ich nicht irre, volle sechs Monate. Als er endlich rauskam, war seine Mutter vor Groll über ihn gestorben. Sollten wir ihn da jetzt nicht endlich wieder als unsern Gleichen betrachten?“

„Es fragt sich doch noch sehr, ob er wirklich bereut hat?“ „Was verstehen Sie eigentlich unter der richtigen, ehrlichen Reue, mein Vetter? Heulen und Zähneklappen und mit runtergeschlagenen Augen in der Welt rumstehen — oder seinem Herrgott ein fröhliches Gelächris abgeben? Niemals wieder, so du Gnade an mir übt!“

„Fröhlich sah er nun gerade nicht aus,“ warf der Postdirektor ein. „Im Gegenteil, verbittert zum Fürchten. Meine Stundenfrau meint zwar, so sei er schon vorher gewesen.“

„So, meint sie, Nun da muß ich Ihnen doch mal eine kleine Geschichte von demselben erzählen, den sie alle parrot zu einem rosenfarbenen Bösewicht stempeln möchten. Ich kenne ihn nämlich, seitdem er die ersten Hosen trägt. Seine Mutter sorgte lange Jahre bei mir für Ordnung und Reinlichkeit. Da begleitete sie — an schulfreien Tagen — das fröhliche muntere Kerlchen. Ich merkte bald, daß er sehr gern zu mir kam. Wie sehr er aber an mir hing, lehrte mich erst meine Krankheit. Ich hatte damals mit einer hartnäckigen Brustentzündung zu tun und sollte viel Milch und frische Eier genießen. Die Hühner wollten in der Bärenkälte jedoch nicht legen, was ich ihnen keineswegs verbot. Da stoberte denn der damals zehnjährige Karl eine Kaffeebohne aus, die durch gute Pflege der Wiederkehrte, sobald sie täglich ein Ei hergaben. Von nun an brachte das Kind — es mochte schneiden oder kochen, so viel es wollte — mir pünktlich um sieben Uhr den Federbüßchen. Denken Sie — ein Junge, der freiwillig bald nach fünf Uhr morgens das warme Bett eine volle Stunde mit der grimmigen Kälte verläßt — nur, um einem Menschen etwas Liebes zu erwiesen! Darum reden Sie, was Sie wollen! Er ist leichtsinnig gewesen — schlecht, so schlecht, daß man vor ihm auf der Hut sein mußte, ist er nicht.“

Sie redeten noch eine Weile hin und her. Einer sagte, daß er einmal zu ihm gehen wolle, um ihm derb ins Gewissen zu reden. Da brach der Professor das Thema kurz ab und fragte den Bürgermeister nach seinen Mündeln. Nun war der alte Herr in seinem Element.

„Sie glauben nicht, wie viel Sorge das macht! Eins hat z. B. von den Eltern eine kleine Schlosserei mit zehn Morgen Ackerland geerbt, will nun aber partout Soldat werden. Was beginne ich jetzt mit dem Erbe? Ein Käufer will sich nicht finden lassen.“

Ueber das Gesicht des Professors war es wie ein heller Sonnenschein gezogen.

„Nun, nun“, tröstete er, „wenn nicht anders, laufe ich sie Ihnen ab.“

Sie hielten das natürlich für einen Scherz und lachten alle, als er bald darauf aufbrach.

— Eine Stunde später hatte er herausgebracht, wo Karl Ehrenfeld einen Unterschlupf gefunden. Ohne Besinnen suchte er ihn auf. Es war ein trauriges Wiedersehen. Der junge Mann sah abgezehrt und hohlwängig aus. Seine Augen waren wie eingesunken. Kein Blick wagte sich zur Höhe.

„Ich höre soeben, daß Sie da seien, und ich freute mich darüber. Es war viel Eigennutz dabei. Wissen Sie, die alten Schlosser in meinem Hause schließen nicht fest. Kommen Sie doch morgen früh zu mir!“

Den elenden Körper redete ein Fieber empor. Er schüttelte den Kopf. „Ich geh nur noch abends aus, Herr Professor.“

„Quälen Sie sich nicht, Karl! Ich sehe, Sie sind krank. Kommen Sie, wann Sie wollen! Nur kommen Sie zu mir!“

Seitdem war er oft bei dem Professor. Zumeist in der Dämmerstunde. Dann fiel auch Schleier um Schleier von der zerquälten, verheerten Seele. Drei Jahre in der Welt herumgelaufen, hier und da wohl mal Arbeit gefunden, aber immer wieder fortgetrieben, sobald sein Vergehen ans Tageslicht kam. Drei Jahre mit dem brennenden Wunsch im Herzen, gut und ehrlich zu sein, und keiner in der ganzen Welt, der es ihm glauben wollte. Professor Wienfried sah ihn lange an.

„Ich glaube, Sie haben mich einst lieb gehabt, Karl.“ „Ja, Herr Professor, und wenn ich nicht viel zu schlecht dazu war, würde ich sagen, auch heute noch, wie damals.“

Da legte ihm der alte Mann beide Hände auf die Schultern.

„Wissen Sie, was eine fröhliche Reue ist? Nein?! Dann passen Sie auf, ich werde es lehren.“

Es war am Sonntag Latäre, als der Professor — noch vor der Morgentürsche — zu Karl Ehrenfeld kam.

„Nun Sie mir den Gefallen und kommen Sie sogleich mit mir. Sie sollen meinen Geldschrank öffnen. Die Schlüssel sind nicht zu finden. Hoppla, ich warte auf Sie!“ Die Leute auf der Straße redeten den beiden die Hälse nach.

„Ist das die Möglichkeit, der Herr Professor Wienfried und der ... der ...“

„So,“ sagte Wienfried, als sie am Ziele waren, „nun hurtig begonnen! Ich gehe jetzt zur Kirche. Wenn ich zurückkomme, wünsche ich das Ding geöffnet wiederzusehen.“

Der junge Mann ätzte an allen Gliedern. „Sie wollen — mich — ganz allein — mit dem Geldschrank lassen?“

„Warum nicht? Ich kann Sie doch gut. Denken Sie etwa, ich hätte kein Vertrauen zu Ihnen?“

Als der Professor nach Hause kam, fand er ein sonderbares Bild. Vor dem geöffneten Schrank, der sein nicht unbeträchtliches Vermögen barg, lag eine Gestalt auf den Knien.

— Er fühlte zwei heiße zuckende Lippen auf seiner Hand.

„Jetzt will ich gern sterben, — jetzt, wo mich wieder einer für ehrlich hält.“

Der Professor nahm einen erlöstest lustigen Ton an. „Das wäre allerdings sehr bequem. Nein, mein Schöndchen, so leicht machen wir uns das nicht. Jetzt heißt es leben — arbeiten — beweisen! Ich habe Ihnen da in der Schrankstraße eine kleine Schlosserei gekauft. Aderland gibts auch, dahin fiedeln Sie morgen über! Und ich bleibe Ihr Meister, verstehen Sie? Also unbedingt Gehorsam! Vorher kühlen Sie sich gefälligst in der Küche die Augen! — Nun beginnt nämlich die fröhliche Reue, Karl Ehrenfeld!“

liche Arbeiter gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter gesichert. Die größere Hälfte der Beitragslasten ist den Arbeitgebern auferlegt. Zu jeder Invaliden- und Arbeitsrente wird ein jährlicher Reichszuschuß von 50 50 Mark gewährt. Außerdem ist eine freiwillige Höher-versicherung ermöglicht. Ein weiterer Vorzug der deut-schen Versicherungen sind die Sachleistungen (freies Heil-verfahren), ferner die vorbeugenden Maßnahmen auf dem Gebiete der Krankheitsverhütung und die planmäßige Bekämpfung der Volkskrankheiten, wodurch die Volks-gesundheit und Volkswohlfahrt außerordentlich gefördert wird.

Merlei.

Gute Leistung eines Polizeihundes. In Schwerte waren vor einigen Nächten verschiedene Fenster-scheiben zertrümmert worden. Zur Ermittlung des Täters ließ man den bekannten „Roland“ aus Hagen an den Tatort kommen, der nach kurzer Zeit den Täter herausfand. Der Mann hat die Tat bereits eingestanden.

Ein betrübender Unglücksfall ereignete sich in Schwerte. Das dreijährige Söhnchen der Familie Humpert lief auf die Gasse, kam zu Fall und konnte nicht schnell genug von dem 11jährigen Schwesterchen weggerissen werden, so daß ihm von den Rädern der Straßenbahn beide Beine abgerissen wurden. Im lat. Krankenhaus wurden dem be-dauernden Kinde die Beine amputiert; es liegt aber so schwer krank darnieder, daß an seinem Aufkommen ge-zweifelt wird.

Selbstmord eines 16jährigen Jungen. Der Bäckermeister S. L. in Chringhausen schickte seinen 16jährigen Sohn zum Seuboden, um für das Pferd Heu herunter zu holen. Als dem Vater die Sache recht lange dauerte, sah er sich nach seinem Sohn um und fand ihn erhängt vor. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Allgemein wird den Eltern tiefes Mitleid zuteil, zumal es der einzige Sohn ist.

Ein Riesen-Ose im Gewicht von etwa 2000 Pfund wurde in Letmathe zur Schlachtbank geführt. Durch solche Exemplare dürfte die „Fleischnot“ wohl bald aus dem Felde geschlagen werden.

Familienkretschken brachten die Fabrikar-beiter Wölke und Bethig von Hohenlimburg vor den Straf-richter. Die Ehefrauen der Angeklagten lebten seit langer Zeit in Unfrieden und hatte Frau Bethig wiederum ihren Mann gegen die Wölke's aufgehetzt, so daß sich der Mann hinsetzen ließ, der Frau Wölke einen Stieb mit einem Fleisch-flopper ins Gesicht zu verfechten. Der Ehemann Wölke ergriff hierauf ein Messer und verlegte dem Bethig 2 Stiche, die diesen wochenlang arbeitsunfähig machten. Die hageren Straf-richter verurteilten jeden der Angeklagten wegen gefährlicher Körperverletzung zu 150 Mark Geldstrafe.

Ein heftiges Vorkommnis ereignete sich gelegent-lich einer Kriegerfeier in der Nähe von Soest. Nachmittags sollte ein Festzug das Dorf durchziehen; die alten Krieger traten an und unter den Klängen der Musik setzte sich der Zug in Bewegung. Plötzlich ein Fragen und Suchen nach der Tete des Zuges, wo man die Fahne zu flattern ge-wohnt ist — sie fehlte — man hatte vergessen, sie aus dem Vereinslokal, wo sie in einer Ecke friedlich ihr Dasein fristete, mitzunehmen.

Eine drollige Polizeihund-Geschichte wird aus Rheddt berichtet. In einer Nacht erlitten Langfinger in einem Garten die halbreifen Pfirsiche. Am nächsten Tage ließ der Eigentümer den Polizeihund Herr der Rheinländer Polizeiverwaltung mit seinem Führer kommen, um zu er-mitteln, wer der Diebstahl gewesen war. In einem herunter-gekommenen Stuhl der Baumrinde nahm der Hund Witterung, gleich darauf hatte er die Spur gefunden und setzte mit großem Satz über den Zaun auf ein Nachbargrundstück, wo er vor der geschlossenen Tür des Hinterhauses bellend stehen blieb. Als ihm geöffnet wurde, eilte er in ein Zimmer des zweiten Stockwerkes, wo die Diebstahls, zwei Stuhlbeine, sich eben hatten zu Bett legen müssen, eine Folge des zu reich-lichen Genusses unreifen Obstes. Von einem Strafantrag hat der Bestohlene denn auch in Anbetracht der schon „ge-rächten Schuld“ abgesehen.

Die Drehorgel als Feuerprobe. Bei einem neulich durch Blitzschlag entstandenen Brande in dem Dorfe Crumbach bei Kassel ist die Ortsfeuerwehr böse angeführt wor-den. Der Bürgermeister hatte einem Orgeldreher gestattet, seine auf einem Wägen gestellte große Straßenorgel wäh-rend der Nacht im Spritzenhaus unterzubringen. Da brach unerwartet ein Scheunenbrand aus. So rasch es ging, eilte die Feuerwehr herbei und zog die Drehorgel aus dem Spritzen-haus. Aber als man damit zum hellen Feuer kam, entpuppte sich die Spritze als der Wagen mit der Orgel. Trotz des Er-stes der Lage brach eine unbändige Heiterkeit aus. Als nun gar einer zu drehen anfing, und die Orgel ein bekanntes Lied ertönen ließ, da regte sich auch die Sangeslust und alles stimmte mit ein. Dann ging es mit umso größerem Eifer an die Arbeit; die Scheune brannte freilich trotzdem ab. So berichtet wenigstens der Beobachter an der Lasse, dem die Verantwor-tung für die Geschichte überlassen sei.

Vergiftete Pfeile. Bei einer Kasseler Familie, so schreibt man der „Tägl. Adh.“, kehrte vor kurzem ein Ver-wandter ein, der vom Senegal vergiftete Pfeile mitbrachte. Um die Wirkung des Giftes zu zeigen, legte er etwas Giftstoff in eine Hautwunde, fügte aber, als diese alsbald blauschwarz anließ, sogleich einige Tropfen einer ebenfalls mitgebrachten hellen Flüssigkeit als Gegengift hinzu und unterdrückte damit Vergiftungserscheinungen. Ein Kesse dieses Reisenden, ein Schüler von etwa 14 Jahren, sah dies mit an, wollte das gleiche heimlich an sich und einem Kameraden versuchen, fand aber, nachdem er die Hautrührung mit dem Pfeile ausgeführt hatte, das Flüsschen mit dem Gegengifte leer. Trotz ärzt-licher Hilfe starben beide unter großen Schmerzen.

Der Leiter des Spielklubs in der Berliner Wilhelmstraße, Matiste, Agent der „Viktoria“, hat als solcher in verhältnismäßig kurzer Zeit 300 000 Mark eingekassiert. Matiste hat den Antrag gestellt, ihn gegen entsprechende Kautions freizulassen. Dem Antrag wird jedoch kaum entsprochen werden, da die Möglichkeit besteht, daß Matiste Zeugen beeinflusst.

Erdichteter Ueberfall. Vor einigen Wochen wurde gemeldet, daß in der Wieselstraße in Berlin ein Dienstmädchen überfallen worden sei. Der Täter habe in der Wohnung der Herrschaft den Schreibtisch er-brochen und für 1500 Mark Schmuckstücke entwendet. Neuerdings stellt sich heraus, daß das Mädchen den Ueberfall fingiert hat und daß es den Raub mit einem Geliebten verabredet hatte. Beide sind jetzt verhaftet worden.

Schredlich. In Raben erkrankt das sechs Mo-nate alte Kind eines Dekorationsmalers in der Badewanne, während die Mutter von einem Ohnmachtsanfall be-fallen wurde.

Folgeschwerer Kirchturmeinsturz. In Dürrenbach im Unterelsaß stürzte der Turm der neuerbauten katholischen Kirche ein, wobei ein Arbeiter getötet

und drei schwer verletzt wurden. Eine Anzahl Arbeiter wurde mit leichteren Verletzungen aus den Trümmern hervorgezogen.

Doppelselfmord. Der in Mannheim seit dem 8. ds. Mts. vermählte 32jährige wohlhabende Schankwirt Ruf nebst der 17jährigen Tochter des Maurermeisters Edert sind im Walde bei Heiligenkreuz tot aufgefunden worden. Das Paar hatte Selbstmord begangen.

Tod auf den Schienen. In Grub wurde das zweijährige Kind des Webers Weiß, das auf dem Bahn-damm mit einer Puppe spielte von einer Lokomotive über-fahren und getötet.

Schweres Automobilunglück. Infolge Ver-sagens der Bremse überschlug sich auf der steilen Chaussee nach Pyrmont ein Automobil, dessen Insassen, die Ba-ronin Münchhausen aus Hannover und eine ihr befreundete Dame, herausgeschleudert wurden. Die 12jährige Tochter der Baronin erlitt einen Schädelbruch und eine Gehirn-erschütterung. Ebenso zogen sich die Begleiterin sowie der 11jährige Sohn sehr schwere Verletzungen zu. Ba-ronin v. Münchhausen und der Chauffeur kamen mit leichten Verletzungen davon. Die Verletzten wurden in das Pyrmontener Krankenhaus eingeliefert.

Im Getriebe eines Motors getötet. In einer Fabrik in Posen geriet der Maschinist beim Streuen von Kolophonium zwischen Riemen-scheibe und Treibriemen einer elektrischen Maschine in das Getriebe des Motors. Ihm wurden die Arme herausgerissen und Kopf und Brust völlig zerdrückt, so daß der Tod eintrat. Er hinterläßt Frau und Kinder.

Schredensstat eines Wahnsinnigen. Als das Ehepaar Mier in Kiewe (Medlenburg) beim Heuen beschäftigt war, fielen plötzlich mehrere Schüsse. Mier wurde getroffen. Auch die Frau wurde von mehreren Kugeln ge-troffen. Sie war sofort tot. Der Mann wurde schwer verletzt. Der Täter, der 30jährige Paul Genetz aus Kiewe, soll die Tat infolge plötzlichen Ausbruchs von Wahnsinn begangen haben. Er wurde verhaftet.

Todessturz. In Abwesenheit ihrer Mutter ist die sechsjährige Tochter des Arbeiters Müller in Grottau aus dem Fenster des ersten Stocks auf die Straße gestürzt, wo sie mit zerquetschten Gliedern tot liegen blieb. Sie hatte sich beim Herausgehen auf einen Blumentopf gestützt und war mit samt den Blumen in die Tiefe gefallen.

Ein schwerer Junge. Der Einbrecher Hübel wurde in das hiesige Landgerichtsgefängnis eingeliefert. Die Voruntersuchung ergab, daß Hübel insgesamt 335 Einbrüche und Diebstähle zugestanden hat. Hübel hat bei seinen Ein-brüchen wiederholt vom Revolver Gebrauch gemacht und räumte bei dem Verhör ohne weiteres die Verbrechen ein.

Ein Kind mit zwei Köpfen wurde in Raben-stein geboren. Das seltsame Wesen lebt.

Ein Liebesdrama. Im Zeiser Krankenhaus tödete der dort angestellte Heiler Hirth die Krankenschwester Gertrud Sonntag und verlegte sich selber schwer. Verschmähte Liebe ist das Motiv.

Ein schweres Unglück ereignete sich beim Trab-rennen in München. Der Jockey Hider wurde von seinem Pferde „Carrouche“ bei der letzten Runde abgeworfen und das Tier rannte in die bereits über die Barriere einge-drungene Menge. Es entstand eine Panik; eine große Anzahl Personen wurde niedergestreckt und von dem durchgehenden Pferde geschlagen, das erst im Schlingengarten angehalten werden konnte. Mehrere Personen sind schwer verletzt.

In Gegenwart seiner Angehörigen erschö-kte sich in seiner Wohnung der 64jährige, in Erdemheim bei Wiesbaden stationierte Jagdaufseher Koch. Das Motiv der Tat ist in einem Urteil zu finden, welches die Wiesbadener Strafkammer gegen ihn ausspricht. Koch wurde nämlich sei-nerzeit zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt, weil er zwei Tage nach Schluß der Jagd noch einen Hasen geschossen hatte.

Unerbittliche Justiz. Nach 32 Jahren ist der im Jahre 1878 vom Dragoner-Regiment Nr. 24 in Darmstadt beurlaubte Josef Schmidt aus Hochfelden wieder zu-rückgelehrt. Er hatte 5 Jahre in der Fremdenlegion ge-dient, ging dann nach Paris und von dort, als seine Ange-hörigen gestorben waren, wieder in die Heimat zurück, wo er sich stellte. Das Kriegsgericht verhandelte dieser Tage über den Fall und verurteilte Schmidt zu sechs Monaten Gefängnis und Verlegung in die zweite Klasse des Sol-datenheerdes.

Von Hofrichtern. Dem ehemaligen österreichischen Offizier, der Vordermänner durch Gift aus dem Wege zu-räumen versuchte und dafür zu 20 Jahren Kerker verur-teilt wurde, wird berichtet, daß er im Gefängnis andauernd seine Unschuld beteuere. Wie erinnerlich, hatte Hofrichter in allen Teilen ein Geständnis seiner Tat abgelegt, es ist ohne Belang, wenn er es später, um sich vor dem Strid zu retten, formell widerriert. Auch seine Frau bittet der Strafkammer, nichts unversucht zu lassen, um ihm die Freiheit wieder zu verschaffen. „Du kannst ja alle Schuld auf Dich nehmen“, heißt es in einem Briefe an sie. Das hat aber die Frau abgelehnt.

Schweres Eisenbahnunglück. Bei Rottenmann in Steiermark stießen zwei Schnellzüge zusammen. Beide Lo-komotiven wurden zur Seite gestoßen und vollständig zer-trümmert, ebenso die ersten Personenwagen. Sieben Personen sind getötet, zwölf schwer verletzt. In dem einen Zuge be-fanden sich der Statthalter von Triest Prinz Konrad Hohen-lohe und der Reichsgraf und Landtagsabgeordnete Steiner. Beide blieben unverletzt.

Ein Massenbrandstifter verhaftet. Bei Luttenberg in der Untersteiermark wurde der 23jährige Bauernsohn Sched verhaftet, der seit vier Jahren an 100 Brände angelegt und dadurch viele Bauern an den Bettel-stab gebracht hat. Er hat bereits 30 Brände eingestanden. Als Beweggrund gab er seine Freude an den Bränden an.

Geflügelcholera. Die Gesundheitspolizei be-schlagnahmte auf dem Bahnhof zu Eger eine Geflügel-sendung, bei der Geflügelcholera konstatiert wurde. Ueber die Hälfte der Tiere ist bereits der Seuche erlegen.

Zum verlassenen Jagdaufenthalt des Kaisers auf Schloss Karagansa in Ungarn läßt sich die „Köln. Ztg.“ aus Wien schreiben: Kaiser Wilhelm hat einen neuen Beweis für sein Verständnis der ungarischen Volksseele gegeben, indem er nach so vielen Besuchen in Oesterreich seine Schritte auch einmal wieder nach Ungarn gelenkt hat. Auch der diesjährige Besuch des Kaisers in Wien kann nicht eigentlich als Staatsbesuch aufgefaßt werden. Er hält sich äußerlich in kleinen Formen, und der Hauptton liegt auf der persönlichen Zusammenkunft der beiden Kaiser, die von dem rein menschlichen Verlangen Kaiser Wilhelms veranlaßt worden ist, den „väterlichen Freund“ zur Vollendung seines 80. Lebensjahres selbst zu beglückwünschen.

Der Erzherzog und das Geseh. Das Reise-erlebnis, das der österreichische Erzherzog Ludwig Viktor, der

Bruder des Kaisers Franz Josef, unter Tiroler Bauern zu befehlen hatte, wird ihm hoffentlich eine auf alle Fälle heilsame Lehre beigebracht haben. Man weiß, wie treu die Tiroler an ihrem Herrscherhaus und allen seinen Erzherzogen hängen, aber man kann auch begreifen, daß den Bauern die Galle überläuft, wenn trotz Willens und Vorstellens das Automobil des Erzherzogs einen für Kraftwagen verbotenen schmalen Weg durchheilen will. Und wenn dabei dem Erz-herzog zugerufen wurde: „Auch ein Erzherzog muß das Geseh respektieren“, so schadet das, wie gesagt, absolut nichts. Die Reservat-Rechte eines Fürsten sind heute genau festgelegt, darüber darf nicht hinausgegangen werden. Ob es Erzherzog Ludwig Viktor nicht auch eine heimliche Freude gewesen sein mag, seine Bauern einmal deutsch reden zu hören?

Der Besuch der Brüsseler Weltausstellung hatte durch das Feuer, das vor fünf Wochen wüthete, seine Einbuße erlitten, jetzt, wo die durch den Brand vernichteten Abteilungen Englands und Belgiens wieder eröffnet worden sind, wird sich der Besuch womöglich noch heben. Die Wiedereröffnung der beiden Abteilungen ist ein solches Zeugnis für die Kraft der Industrie der beiden Länder, der selbst ein so katastrophales Ereignis, wie es der Brüsseler Brand war, nichts anhaben konnte. — Ueber die ganze vernichtete Hauptfassade der Ausstellung, die 200 Meter maß, hat man aus Holz eine Art Triumphartade gezogen, und das Ganze erhielt einen feierlichen Anstrich.

Präsident Fallieres Mandatvertag wird in der französischen Presse recht hofschäftig beipflichtet. In der Tat war es auch ein recht seltsamer Mandatvertag. Die „Schlacht“ makte auf Befehl von oben so geschlagen werden, daß die Franzosen der beiden Heere schließlich parallel mit einer Chaussee liefen, die das Oberhaupt der Republik im Auto auf und ab fuhr! Dann donnerten die Geschütze, knatterten die Rebel- und die Maschinengewehre, das „en avant“ schallte übers Feld, worauf die Linien vorrückten und die Reiter-kolonnen sich in lausendem Galopp setzten! Und Monsieur Fallieres genoss das Schauspiel mit Würde und Privat-vergnügen!

Einen erbitterten Straßenkampf gab es auf einem der Pariser Boulevards: streifende Midnettes war-fen den Polizisten, die sie zerstreuen wollten, Flaschen, Gläser und Stuhlbeine an die Köpfe. Die kleinen, fideles Mädeln können also auch rabiat werden. Trotzdem blieben die Pariser Schutzleute galant, duldeten gelassen und führten nur die ungerädigten und — ältesten der Damen ins Gefängnis ab.

Der Nordwagen fordert täglich neue Opfer. Nach-dem vor kurzem erst der Pariser Bankier Guttmann auf einer Autofahrt mit unglücklichem Ausgang getötet worden war, ist loeben der Fabrikant Jasson, einer der größten Enoner Spitzenfabrikanten, auf dieselbe Weise ums Leben gekommen. Bei Hamein verunglückte das Automobil der Ba-ronin von Münchhausen aus Hannover. Die 12jährige To-chter der Baronin und deren Erzieherin erlitten sehr schwere Verletzungen.

Mit seiner schwarzen Armee, die Frankreich in den nordafrikanischen Kolonien errichtet will, scheint es Unglück haben zu sollen. In den bis jetzt stehenden Regimentern herrscht als furchtbarer Feind die Lungen-schwindsucht. Die Ärzte erklären, daß die schwarzen Soldaten lange nicht so widerstandsfähig seien wie die weißen.

Aus Not erschöpfte sich in Paris die 28jährige ru-sische Studentin Lina Trolloff. Sie studierte Medizin.

Der Tod im Telefon. In der ärztlichen Welt En-glands erregte ein Bericht großes Aufsehen, den Dr. Francis J. Allan, der Medizinalbeamte von Westminster, über das Vorkommen von Tuberkulosebazillen in den Mikrophonen von Telefonapparaten veröffentlicht. Dr. Allan benutzte zu einem Versuch ein öffentliches Telefon in der Londoner Zentral-börse. Die Mundöffnung des Apparates wurde mit einem Tuch abgewischt und der Inhalt des Tuchs dann zu Ver-suchen an zwei Meerfischweiden benutzt. Das erste Meerfisch-weiden starb nach 23 Tagen, nachdem ihm von dem Inhalt des Mikrophons etwas eingeatmet worden war, und die Sesterung ließ ausgesprochene Symptome der Tuberkulose erkennen, das zweite Meerfischweiden starb 27 Tage nach der Injektion und zeigte ähnliche Zeichen. Diese Experimente beweisen, daß töd-liche Tuberkulosebazillen von öffentlichen Telefonapparaten, wie sie jetzt allgemein im Gebrauch sind, leicht übertragen werden können. Sie legen also die Notwendigkeit dar, alle Telefone, seien sie im öffentlichen oder privaten Gebrauch, in bestimm-ten Zwischenräumen zu desinfizieren.

Eine Schwindelaffäre macht in Petersburg viel Aufsehen. Ein reicher Kaufmann kassierte Wechsel über 700 000 Mark auf den Namen des im Irrenhaus internier-ten Grafen Rosloff, dessen Vormund er war. An der Affäre sind auch Justizbeamte beteiligt, deren Verhaftung erfolgte.

Eisenbahnunglück in Portugal. In der Nähe von Oporto entgleiste ein Personenzug. Mehrere Wagen wurden zertrümmert, wobei an hundert Personen mehr oder minder schwer verletzt wurden.

Eine 13jährige Doppelmörderin. In Mitel (Mahama) ermordete ein 13jähriges Mädchen ihren Vater und ihren Onkel aus Rache. Der Vater hatte das Mädchen wegen einer Ungezogenheit bestraft. In der Nacht stand das Mädchen auf, nahm einen Revolver und erschoss den Vater, dann auch, damit kein Zeuge sei, den Onkel.

Die Japaner als Sparer. Seit dem Jahre 1875 sind in Japan Postsparsassen begründet; in den ersten drei Jah-ren erreichten jedoch die Gesamteinnahmen keine 200 000 Mark, bis es dauerte 9 Jahre, bis die Summe von 2 Millionen Mark überschritten war. In den folgenden 5 Jahren trat eine schnellere Entwicklung ein, der wieder ein Stillstand folgte, bis seit dem Jahre 1904 ein schneller und regelmäßiger Fort-schritt der Postsparsassen zu verzeichnen war. Von 66 Millionen Einlagen am 31. März 1904 stieg die Summe auf 212 Mil-lionen im Jahre 1909 und 225 Millionen gegen Anfang des Jahres 1910. Die Japaner sind also im Laufe der Zeit eifrigere Sparer geworden; auf je 5 Personen, die Durchschnitts-zahl eines Haushaltes, kommt immer ein Sparer, bei einer Be-völkerung von 48 Millionen. Freilich ist die Höhe der Einlagen im Durchschnitt noch recht gering, verhältnißmäßig z. B. mit dem Sparassenswesen in Deutschland, wo der Betrag etwa das Drei- unddreißigfache ausmacht. Die Regierung tut jedoch alles zur Beförderung des Sparens, sie hat den Geschäftsgang der Sparassenen vereinfacht, eine große Zahl neue Kassen eröffnet, läßt den Schulkindern die Möglichkeit des Sparens predigen und ruft bei den verschiedensten Gelegenheiten die Autorität des Kaisers an. Zudem ist die Verzinsung sehr hoch und be-trug zeitweise etwas über 5 Prozent.

Er-schossen und herabst. Aus Bona (Algerien) wird gemeldet: Der bei dem Bergwerkunternehmen an-gestellte Major Poutrel wurde von Arabern erschossen und einer Geldbörse von 12 000 Fr. beraubt.

Zwei Leichen zwischen den Radspeichen einer Lokomotive. Bei der Ankunft des Expreß-zuges Washington-Philadelphia entdeckte man in New-hork zwischen den Radspeichen der Lokomotive zwei furcht-bar verstümmelte männliche Leichen. Wahrscheinlich hat der Zug einen Wagen überfahren, in dem sich die beiden Ungekommenen befanden.

Wird mit Kampf behandelt und massiert, ihr Haar wird gebürstet und parfümiert und gegebenenfalls neu gefärbt. Hände, Arme und Beine werden massiert und mit Parfüm bestrichen.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Freunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Die beiden Deserteure.

Roman aus dem Seeleben.
Von Georg E. Monts.



(Nachdruck verboten.)
gesprochen. Aber es war in ihr zur fränkischen Sehn-
lust geworden, ihr heute noch einmal zu sehen.

Dann wollte sie so geduldig verzeihen.

Sie fiel in den goldenen Mittag von ferne ein

leises Lächeln. Noch kaum untergegangener Sonne

wenn die Luft im Talle sich schwingte. Dann aber

scholl es an; mehr, immer mehr, und war zuletzt ein

dröhnendes Schmettern und Klingeln.

Sie kamen, hieß es.

Es wählte sich heran, wie eine gewaltige dunkle

Schlange. An der Spitze die Mäule, dann die Mäuler,

wohin laufend Mann. Kräftige Gestalten mit blühenden

Augen, das Gewehr geküßert, die Mäulerbänder und

blauen Kragen flatternd im heißen Ost, gleich Sieges-

zeichen.

Zwei Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

Der Jahre dachte ihnen eine kurze Rede.

